Album.

Bibliothek deutscher Original=Romane.

Mit Beiträgen

von

Armand, Braun von Braunthal (Jean Charles), Franz Carion, Jacob Corvinus (W. Raabe), Ernst Fritze, Friedrich Gerstäcker, Graf St. Grabowski, Bernd von Guseck, F. W. Hackländer, Lucian Herbert, Edmund Hoefer, Karl von Holtei, Moritz Horn, Siegfried Kapper, Baron Karl von Kessel, Alfred Meißner, Louise Mühlbach, Adolf Mützelburg, Ferdinand Pflug, F. Isidor Proschko, Robert Prutz, Josef Rank, Max Ring, Johannes Scherr, Adolf Schirmer, August Schrader, Levin Schücking, Gustav vom See, Ferdinand Stolle, Ludwig Storch, J. D. H. Temme, Ernst Willkomm, A. von Winterfeld, Adolf Zeising u. A.

1867. – Zweiundzwanzigster Jahrgang. – 1867.

Vierzehnter Band.

Leipzig, Ernst Julius Günther. | Wien, Albert Last.

Album.

Bibliothek deutscher Original-Romane.

Mit Beiträgen

von

Armand, Braun von Braunthal (Jean Charles), Franz Carion, Jacob Corvinus (W. Raabe), Ernst Fritze, Friedrich Gerstäcker, Graf St. Grabowski, Bernd von Guseck, F. W. Hackländer, Lucian Herbert, Edmund Hoefer, Karl von Holtei, Moritz Horn, Siegfried Kapper, Baron Karl von Kessel, Alfred Meißner, Louise Mühlbach, Adolf Mützelburg, Ferdinand Pflug, F. Isidor Proschko, Robert Prutz, Josef Rank, Max Ring, Johannes Scherr, Adolf Schirmer, August Schrader, Levin Schücking, Gustav vom See, Ferdinand Stolle, Ludwig Storch, J. D. H. Temme, Ernst Willkomm, A. von Winterfeld, Adolf Zeising u. A.

1867. — Zweiundzwanzigster Jahrgang. — 1867.

Vierzehnter Band.

Ein Stiefkind des Glücks.

Erster Band.

Leipzig,

Ernst Julius Günther.

1867.

Ein Stiefkind des Glücks.

Humoristischer Roman aus dem Leben.

Von

Ernst Willkomm.

Erster Band.

Leipzig,
Ernst Julius Günther.
1867.

Erstes Kapitel.

Das Vaterhaus.

„Im Jahre des Herrn 1595 ward dieses Haus gerichtet und war gar stattlich anzusehen von innen und außen.“ So konnte man in der Chronik lesen, die ein sogenannter „selbstwachsener“ unterrichteter Landmann zu Anfange des vorigen Jahrhunderts nach alten vorhandenen Documenten und Traditionen niedergeschrieben und „auf eigene Kosten zum Lobe Gottes“, wie auf dem sehr lang gerathenen Titel zu lesen war, zum Druck befördert hatte.

Es war ein großes, langgestrecktes Gebäude mit hohem, gewöhnlich schadhaftem Schindeldache, das fast aussah wie eine preußische Kokarde, denn gewöhnlich schimmerte die eine neu gedeckte Seite des steilen Daches blendend weiß, während die andere um viele Jahre ältere beinahe schwarz aussah. Es kam dies von der über-

großen Sparsamkeit her, von welcher die Verwalter der Gemeindekasse sich beherrschen ließen. Kein Mensch konnte sich erinnern, daß erwähntes Gebäude, welches als ein der Commune zugehörendes von dieser auch im baulichen Stande erhalten werden mußte, jemals zu einer und derselben Zeit eine ganz neue Bedachung erhalten hätte. Einen gewissen romantischen Anstrich und ein wirklich recht stattliches Aussehen bekam das alte Gebäude durch den Schornstein, der in Form eines stumpfen Thurms mächtig über den First emporragte.

Die Lage des Hauses konnte nicht schöner sein. Nach allen Seiten hin übersah man wallende Gefilde, grüne Wiesenflächen, reizende Thäler, waldige Höhen, und auf drei Seiten dämmerten am Horizonte die tiefblauen Säume und schöngeformten Kuppen eines hohen Gebirgszuges.

An dies romantisch gelegene Gebäude stieß ein großer Hofraum mit mehreren Obst- und Kastanienbäumen; auch Haselnußstauden und Fliederbüsche fehlten nicht. Klares Quellwasser rieselte in einen sandsteinernen großen Trog, wenn nicht etwa die Röhrenleitung schadhaft geworden war und aus schon bemerkten Sparsamkeitsrücksichten eine Zeit lang schadhaft blieb.

Gegen Süden stieg der Erdboden um mehrere Fuß an und bildete eine kleine Höhe, auf deren Mitte die

Kirche stand. Diese Höhe war zugleich der Kirchhof, den eine ziemlich dicke und hohe Mauer aus Bruchsteinen umfriedigte. Einzelne Linden und Rüstern warfen ihre breiten Schatten auf die Gräber und Grabsteine, und die vielen alten Holzkreuze, an deren verwitterten Armen verwelkte Kränze hingen, gaben diesem Ruheorte der Verstorbenen einen etwas unheimlichen Anstrich und hatten, namentlich in Mondscheinnächten, etwas recht Gespenstisches.

Die Bewohner dieses Hauses, dessen Inneres weder stattlich noch anziehend war, vielmehr an einer erschreckenden Baufälligkeit litt, mußten wider Willen immer die Grabsteine und Kreuze betrachten, denn gerade die Fenster des Familienzimmers öffneten sich nach dieser Seite hin. Die Gewohnheit machte jedoch allen diesen sonst vielleicht störenden Anblick vollkommen gleichgültig, ja die Kinder des Hauses benutzten sogar die Grabhügel stets zu ihren Spielplätzen und tummelten sich lustig zwischen Leichensteinen und ragenden Kreuzen herum, betrachteten wohl auch bisweilen die aufgeworfenen Gebeine, welche bei neuen Gräbern zum Vorschein kamen, und standen mit dem Todtengräber, der fast täglich hier zu schaffen hatte, im besten Einvernehmen.

In diesem Hause und seiner nächsten Umgebung wird großentheils die Geschichte spielen, welche wir unsern

Lesern mittheilen wollen. Ehe wir aber Bekanntschaft machen mit den Personen, die darin hausen, ist es nöthig, uns in dem alten baufälligen Gebäude etwas genauer umzusehen.

Zu ebener Erde befand sich nur ein einziger bewohnbarer Raum, bewohnbar insofern zu nennen, als ein ungeheurer Kachelofen darin anzutreffen war, der sich heizen ließ, wennschon die seinem glühenden Bauche entstrahlende Hitze das weite, öde, scheunenartige Wohnzimmer lange nicht hinlänglich zu erwärmen vermochte. Dieser saalgroße Raum lag nämlich um drei bis vier Fuß tiefer als der südwärts aufsteigende Kirchhofshügel; die Thür, alt und rissig, schloß wegen des allzu stark abgenutzten Schlosses niemals ordentlich oder doch immer nur auf sehr kurze Zeit. Es fehlte deshalb nie an hinreichendem Luftzuge, welcher durch die gleichfalls sehr undichten, bei jedem Windstoße klappernden und klirrenden Fenster oft noch bedeutend verstärkt ward. Nicht selten kam es sogar vor, daß eine der Scheiben, sei es durch Zufall, sei es infolge eines ungeschickten Ballwurfs der Kinder, zersprang, was dann nicht sofort eine Ergänzung derselben herbeiführte, sondern zu säuberlichem Verkleben mit Papier nöthigte, bis die unerlaßlichen diplomatischen Unterhandlungen bei der Dorfbehörde so weit gediehen, daß man auf Kosten des

Gemeinwesens den papiernen Stellvertreter wieder mit einem Stück schlechten Glases vertauschen durfte.

Große Baukünstler waren die Gründer und Vollender dieser eigenthümlichen Wohnung sicherlich nicht gewesen, denn sie hatten, wahrscheinlich der Sparsamkeit wegen, zur Aufführung der sehr starken Mauern einen Bruchstein gewählt, welcher die keineswegs angenehme Eigenschaft besaß, daß er alle von außen kommende Feuchtigkeit wie ein Schwamm einsog und im Innern wieder ausschwitzte. In trockenen Sommern bildete diese stets im Gemäuer sich verhaltende Feuchtigkeit an den weißgekalkten Wänden der großen Wohnstube — den Luxus der Stubenmalerei kannte man damals noch nicht — sehr interessante Wandgemälde, die zwar immer grau in Grau sich zeigten, bisweilen aber durch die Kühnheit der Formen und deren höchst eigenthümliche Verwandlungsfähigkeit überraschten. Im Frühjahre und Herbst dagegen, wo die natürliche Wärme der Luft den Zufluß der Feuchtigkeit nicht zu verzehren im Stande war, begannen alle Wände wie vor Angst zu schwitzen. Es bildeten sich anfangs nur an einzelnen Stellen große Tropfen, die indeß bald zunahmen, weiter um sich griffen und endlich sämmtliche Wände in mit tausend und abertausend Perlen übersäete Flächen verwandelten.

Man wird es nicht auffallend finden, daß in diesem Raume — Amtswohnung war der officielle Ausdruck — das Leben Niemand schön vorkam. Es gehörte ohne Widerrede Humor dazu, um über die Erscheinungen, welche die unbesiegbare Nässe sonst noch hervorrief, zum Beispiel Schwamm in großer Menge, Abfaulen des Fußbodens und Aehnliches mehr, zu lachen, was indeß die gesammte in dies irdische Paradies verwiesene Familie doch in der Regel vermochte.

Hatte man sich an den Aufenthalt in dieser Räumlichkeit gewöhnt, wie es bei der Familie der Fall war, die darin lebte, so bot jenes Haus auch mancherlei Unterhaltendes dar, namentlich im Sommer. Das ganze Gebäude war dann ein nie trügendes Wetterglas. Standen Gewitter zu erwarten, so konnte man mit Sicherheit darauf rechnen, daß die unbeworfenen Steine der Mauer auf dem Vorplatze dies durch plötzliches Naßwerden anzeigen würden, und sollte tagelang anhaltendes Regenwetter eintreten, so krochen aus sichtbaren und unsichtbaren Ritzen und Spalten in Dielen und Wänden große und kleine Ameisen hervor, begannen ein lustiges Wandern im Zimmer, setzten sich in Klumpen an verschiedenen Stellen fest und endigten ihr unterhaltendes Spiel damit, daß sie sich von Geflügelten ihres Geschlechts wieder abholen ließen. Diese Flügelameisen waren ge-

wissermaßen die Wettergenerale, denn sobald sie erschienen, konnte sich ohne sehr dichten Regenschirm ungefährdet so leicht Niemand mehr aus dem Hause wagen.

Diese merkwürdigen Eigenschaften der merkwürdigen Amtswohnung fanden aber auch die allgemeinste Anerkennung. Mancher Landwirth erschien mit dem freundlichsten Gesicht und erkundigte sich mit wahrhaft rührender Theilnahme nach dem Befinden der wetterkundigen Ameisen, wenn seine eigene Weisheit ihn verließ und er doch sicher gehen wollte, um Heu und Korn trocken einzuheimsen.

Das regelmäßige Erscheinen der Ameisen, wenn eine bedeutende Wetterveränderung bevorstand, war ohne Zweifel mit schuld an der Behauptung der ganzen wohllöblichen Dorfgemeinde, die beschriebene Amtswohnung sei ein vortrefflich eingerichtetes Gebäude, denn ward diese Behauptung umgestoßen, so konnte ein theilweiser Umbau des Gebäudes nicht wohl unterbleiben, und was sollte in diesem Falle aus den prophetischen Flügelameisen werden?

Unsere Leser kennen jetzt ungefähr das Terrain, auf welchem unsere Erzählung sich entwickeln wird. Sehen wir uns nun nach den Personen um, die darin eine Rolle zu übernehmen haben.

Zweites Kapitel.

Der Amtmann und seine Familie.

Wir befinden uns in dem Hause des Amtmanns Wunderlich, eines stattlichen, respectablen Mannes, dessen rechtlicher Sinn wie strenge Unparteilichkeit sprichwörtlich war. Wollte Jemand einer dritten Person einen recht großen Lobspruch ertheilen, so sagte er: Die Person geht so geradeaus ihren Weg durch Dick und Dünn wie Amtmann Wunderlich. Im Gespräch war der Amtmann, ein mittlerer Fünfziger, kurz angebunden, trocken, nicht selten derb. Witz liebte er nicht, und das, was die moderne Literatur Humor nennt, lag außerhalb seiner Begriffsfähigkeit. Wenn ja gelegentlich von einem Freunde, der den Amthof besuchte, das Wort gebraucht ward, pflegte der Amtmann naserümpfend zu sagen: „Schon gut, ich kenne das. Was Ihr damit bezeichnen wollt, ist genau, was das Wort selbst bedeutet — feucht.

Nässe oder Trockenheit ist mir lieber. Ich bin ein Feind des Halben, also auch des Feuchten."

Diese Abneigung hatte vielleicht einen sehr nahe liegenden Grund, nämlich die entsetzliche Feuchtigkeit der wahrhaft klassischen Amtswohnung. Aergerlicher aber noch als der Humor konnten den Amtmann Ironie und Satire machen. Von den Leuten, die sich einer satirischen Ader rühmten, hielt Amtmann Wunderlich gar nichts. Er stellte sie den Vagabunden gleich und entblödete sich nicht, auszusprechen, daß es für die Welt und besonders für eine heilsame Kindererziehung ersprießlich sein würde, wenn man alle Satiriker, Humoristen und ironisirenden Menschen einsperre und sie Farbeholz raspeln lasse.

Schon aus diesen Andeutungen ersieht der freundliche Leser, daß mit dem Amtmann Wunderlich ungeachtet seiner trefflichen Eigenschaften als Geschäftsmann nicht gar leicht zu verkehren war. Wir thun ihm jedenfalls nicht Unrecht, wenn wir ihn einen Sonderling, wenigstens ein Original nennen.

Diesem Manne nun hatte der Himmel in einer glücklichen Ehe sechs Kinder geschenkt, die zusammen gerade drei Pärchen ausmachten. Solange der Amtmann und seine kleine Frau unter der Rubrik „junge Leute" aufgeführt wurden, und das geschah nach altem

Herkommen so lange, als eine Kindtaufe der andern folgte, war es fast Regel geworden, daß alle zwei Jahre auf dem thurmartigen, in Schießscharten sich spaltenden Schornsteine des Amthofs der Storch klapperte und regelmäßig abwechselnd jetzt einen Knaben, dann wieder ein Mägdelein in das schon erwähnte Familienzimmer prakticirte.

Wunderlich nannte diesen Kindersegen sein sechsblätteriges Kleeblatt und meinte in guten Stunden, wo er bisweilen doch unbewußt einen Anstrich von Humor bekam, man könnte lange suchen, ehe man ein ähnliches Kinderkleeblatt wieder auffinden werde.

Der älteste Sproß dieser mit Kindern so gesegneten Familie hieß Franz und soll vorzugsweise Held unserer Geschichte werden. Von allen, welche den weit verbreiteten Namen Wunderlich führten, war er jedenfalls der wunderlichste. Schon als sehr kleines Kind ließ er dies merken, denn als die Mutter ihn der Brust entwöhnte, behalf sich der kleine Schalk nicht, wie andere gesittete Säuglinge zu thun pflegen, mit Absaugung des Daumens, was diesen kleinen Menschenablegern stets eine gewisse Würde verleiht, sondern er bat sich ein vierecktiges Stück Leinenzeug aus und pfropfte das mit so merkwürdiger Geschicklichkeit unter verschmitztem Augenzwinkern und äußerst feinem Lächeln in den kleinen Mund,

daß die Mutter verwundert zuschaute, den Gatten herbeirief, der die Verwunderung seiner Frau pflichtschuldigst, aber brummend wie ein angestoßener Bär theilte, und endlich den merkwürdigen Fall mit einigen zu Besuch sich einstellenden redseligen Frauen aus dem Orte fünf Stunden lang gründlich besprach. Wie der Mensch Alles vergißt, würde auch dieser Vorfall auf dem Amthofe frühzeitig in Vergessenheit gerathen und später gar nicht mehr zur Sprache gekommen sein, hätte der kleine Franz nicht mit wahrhaft staunenswerther Zähigkeit seinen kindlichen Willen, alias Unart, bis ins vierte Jahr mit vielem Glück und nie vorher dagewesenem Erfolge durchgesetzt.

Der selbsterwählte Ersatz für die ihm entzogene mütterliche Nahrung behagte nämlich Franz so sehr, daß er sich für dessen Beibehaltung noch entschloß, als er bereits tüchtig laufen konnte, einige verheißungsvolle Kunststücke im Klettern gemacht hatte und von Vater und Mutter allen Ernstes angehalten ward, sich mit den Anfangsgründen jeglicher Wissenschaft und aller Gelehrsamkeit, nämlich mit dem A-B-C zu beschäftigen.

Die kleine Frau Amtmännin sah sich genöthigt, das unter heftigen Kundgebungen kindlicher Unzufriedenheit gestellte Amendement ihres hoffnungsvollen Erstgeborenen, ihm ein Dutzend genau viereckig geschnittene Stückchen

ungesäumter Leinwand zu besorgen, ohne Widerrede anzunehmen. Es ward — allerdings ohne zuvor eingeholte Genehmigung des Amtmanns, was später eine Spannung in dem wohlgeordneten Hauswesen des Amthofs hervorrief, die ohne diplomatische Dazwischenkunft der Frau Pastorin in eine Kriegserklärung auszuarten drohte — dem „originellen" Franz ein besonderes Plätzchen am Ofen eingeräumt, wo die von seinen Lippen benetzten Läppchen wieder abtrocknen und zu neuem Gebrauche zubereitet werden durften. Wie lange diese erste jugendliche Liebhaberei unseres Helden gedauert haben würde, ist schwer zu bestimmen, hätte nicht mit dem Beginne der Lehrjahre des jungen Wunderlich der Vater „die schwere Hand" auf Unterlassung einer so infamen Unart gelegt, wie er in väterlicher Ungenirtheit die Eigenheiten seines Söhnchens zu nennen beliebte.

Gegen die Gewohnheit der Masse des Volkes, das seine Kinder in Schulen schickt und dadurch weniger Plage mit deren Erziehung oder Verziehung hat, ward in einem Familienrathe auf dem Amthofe der einmüthige Beschluß gefaßt, den Unterricht der Kinder, solange es thunlich sei, selbst zu leiten. Beide Aeltern waren der vernünftigen Ansicht, daß Kinder, welche in so frühem Alter unter gänzlich Ungebildete gleichen

Alters hinausgegeben würden, leicht Schaden an Leib und Seele erleiden könnten.

Die ersten Anfangsgründe des Lesens brachte nun die Mutter ihrem Franz bei, der leicht faßte, nur sehr zerstreut war und deshalb nicht gern lange bei einer Sache verweilte. Die Mutter erkannte die Anlagen ihres Aeltesten sehr bald und wußte sie auch zu würdigen. Deshalb ersann sie sich eine eigene Unterrichtsmethode, die außer manchen andern Annehmlichkeiten, zum Beispiel einer stets liebevollen Behandlung, auch noch das vor andern berühmten Methoden voraus hatte, daß sie durchaus nicht langweilig war. Gerade das behagte Franz und so lernte er spielend, ohne Abquälerei, ja selbst ohne den völlig unentbehrlichen, mit buntem Glas verzierten Griffel lesen.

Wie bei Fürsten, regierenden und nicht regierenden, bei Beamten und andern unvollkommenen Menschen mehr die Stimmung sich nicht immer gleich bleibt, so geschieht dies auch bei Kindern, obwohl man zugeben darf, daß solche unentwickelte Menschengebilde gar kein Recht haben, verstimmt zu sein. Sei dem nun, wie ihm wolle, Franz Wunderlich usurpirte das Recht, gelegentlich entweder gar keine oder doch schlechte Stimmung zum Lernen zu haben. Da war es nun schwer, dem kleinen Eigensinn beizukommen und ihm Stimmung

zu geben. Mancher unserer Leser denkt vielleicht, das geeignetste Mittel, diesen Umschwung der Stimmung in einem Kindergemüth zu bewirken, sei die lebhafte Schwingung eines bekannten und vielbelobten Instruments, dessen Gebrauch schon das heiligste aller gedruckten Bücher, die Bibel empfiehlt; allein wer so denkt, der irrt sich. In der Familie Wunderlich war man ebenso wenig wie in wohlgeordneten Staaten für Anwendung von Zwangsmaßregeln. „Bildung", sagte der erfahrene Amtmann, „Bildung ist mehr werth als der allerschönste Prügel. Erzieht die Völker durch Bildung und ihr könnt alle Zuchthäuser einreißen und alle Strafgesetzbücher so heitern Geistes verbrennen, wie weiland Doctor Luther, der famose Reformator, die Bannbulle des Papstes."

Der Amtmann mußte das wissen, denn er hatte seit mehr als zwanzig Jahren allerlei Volk kennen gelernt und war von den verschiedensten Seiten auf sehr harte Proben gestellt worden. Vielleicht auch war es nur Grille oder Lust zu opponiren, was den Vater Wunderlich veranlaßte, bei seinen eigenen Kindern eine von der gewöhnlichen Erziehungsmanier abweichende Methode zu versuchen.

Hatte nun also der kleine Franz weder Lust noch Bedürfniß, neben der freundlichen Mutter stehend, die

breite Papptafel mit den großen schwarzen Buchstaben in der Hand, ein paar Dutzend längst in den Maschen seines Gedächtnisses hängen gebliebene Worte herzusagen, so machte die milde Lehrmeisterin von dieser frühzeitig aufkeimenden Lust des Widerspruchs dem Vater Anzeige. Erlaubten es die Geschäfte, so erschien dann der Amtmann in der Regel selbst, nicht wie ein schmeichelnder Vater, auch nicht wie ein zürnender, zur Strafe geneigter Richter, sondern ernst, fest, würdevoll. Der kleine Widerstrebende ward zwischen die Kniee des Vaters gestellt und dieser zeigte plötzlich als Führer der gern überall, nur nicht auf der Papptafel herumspazierenden Blicke des Knaben einen Griffel, bestehend aus einem Stückchen Gersten- oder auch Stangenzucker. Dies verführerisch glänzende Zuckerstück gefiel dem Auge des verstimmten Franz so merkwürdig wohl, daß sich alsbald wirkliche Stimmung zum Lernen einstellte. Erhielt diese bessere Stimmung Dauer, so ward am Schlusse der Lection der seltsame Griffel dem zur Lernstimmung aus freiem Willen zurückgekehrten Franz als Lohn überreicht. Es ist nie vorgekommen, daß auf dem Amthofe diese Bekehrung der Kinder vom Ungehorsam zum Gehorsam ohne Anwendung von Zwangsmitteln keinen günstigen Erfolg gehabt hätte. Der trockene Amtmann nannte dies Manöver die Erziehung des Menschengeschlechts

durch Reizung der Geschmacksnerven, und war er gerade recht guter Laune, so pflegte er auch wohl die Bemerkung mit einfließen zu lassen, daß, hätte ihn das Schicksal als Regenten auf einen Thron gesetzt, er die ihm anvertrauten, seinem Scepter unterworfenen, zur geistigen und staatlichen Erziehung gewissermaßen von Gott übergebenen Völker auf ganz gleiche Weise vom Ungehorsam zum Gehorsam, von allerhand beliebten Dummheiten zur wenig geliebten Pflicht zurückgeführt haben würde.

Drittes Kapitel.

Der neunte Geburtstag und was sich dabei ereignete.

Als Franz das achte Lebensjahr zurückgelegt hatte, begann für ihn ein neuer Zeitabschnitt. Die Zahl seiner Geschwister belief sich damals auf drei, das heißt, die Familie des Amtmanns Wunderlich bestand genau aus zwei Pärchen. Unser Held Franz und seine Schwester Eugenie bildeten das erste, Theophil und Agnes das zweite Pärchen. Agnes war aber, als Franz seinen neunten Geburtstag feierte, noch kaum ein volles Jahr alt.

Einer Familientradition zufolge legte man im Hause des Amtmanns großen Werth auf Familienfeste. Dazu gehörten selbstverständlich auch alle Geburtstage. Die vielen Geschäfte des Amtmanns erlaubten ihm nicht häufig, ungestört im Schooße seiner Familie zu verweilen. Durch dies seltene und nur vorübergehende Erscheinen des Vaters steigerte sich zwar die Würde dessel-

ben, die ein unerlaßliches Attribut jeglichen Vaters sein soll, aber die innige Anhänglichkeit der Kinder an ihren Erzeuger verlor an natürlicher Zärtlichkeit. Die oft von Aerger getrübte oder von Sorgen und vielem Arbeiten verdüsterte Stirn des trefflichen Mannes wirkte nicht erheiternd auf kindliche Gemüther. Der Amtmann fühlte dies selbst oft schmerzlich, konnte es aber leider beim besten Willen nicht ändern.

Um nun diesen Uebelstand möglichst aufzuheben oder doch einigermaßen vergessen zu machen, benutzte Vater Wunderlich die Familienfeste als Anknüpfungspunkte für väterliche Lehren und Weisungen und wohl auch zu erheiternden Spielen mit seinen heranwachsenden Kindern.

Franz als Aeltester sollte von Rechts und Natur wegen zur angegebenen Zeit den meisten Verstand haben, wenigstens machte man derartige Ansprüche. Sie nützten jedoch sehr wenig, denn Franz war gern und nicht selten mit Vorliebe ein rechter dummer Junge, es sei denn, daß er es vorzog, an die Stelle der Dummenjungenschaft die Flegel- und Schlingelhaftigkeit zu setzen.

Beweise von dieser Verwandlungsfähigkeit legte Franz vor erreichtem sechsten Jahre schon mehrere ab. Wenn der Vater ihm verbot, die Kirschbäume ohne Leiter zu ersteigen, weil das Holz dieser Bäume spröde sei und leicht breche, saß er gewiß ein paar Stunden später auf

dem obersten Äste des höchsten dieser anziehenden Obstbäume und ließ sich von Sperlingen angenagte und nicht berührte Kirschen so lange schmecken, als es dem jugendlichen Gaumen möglich war, noch eine hinunterzuwürgen. Der Amtmann hatte ferner als vorsorglicher Familienvater ein stets aufmerksames Auge auf die Kleidung seiner Kinder, nicht weniger auf den Anstand, mit welchem sie diese trugen. Da gab es nun an dem „großen Jungen" ewig zu mäkeln; denn für Franz war ohne alle Frage der Anstand nicht erfunden worden. Die Beinkleider hatten mit Ausnahme der ersten paar Wochen, wo sie nur Sonntags angelegt werden durften, jederzeit zweierlei Flicken, oder es fand sich da, wo ein Flicken hingepaßt hätte, ein Vacuum ein, das nicht zum Besten aussah. Die Stiefel trat der „große Junge" regelmäßig schon in der zweiten Woche, in der sie seinen wohlgeformten Fuß zierten, heillos schief, in der dritten oder vierten waren sie auf einer Seite durchgefitschelt, und wenn dann der gestrenge Herr Amtmann dem Unverbesserlichen eine lange Vorlesung über die Zweckmäßigkeit des Wechselns der Fußbekleidung hielt, kamen gewöhnlich bis dahin geschickt verdeckte Schäden zum Vorschein, die nur der Pfriem eines Schusters gründlich heilen konnte, die indeß Franz, sobald er die Wechsel-Liebhaberei des Vaters ahnte, durch das Pallia-

tiv dick aufgetragener schwarzer Schuhwichse momentan unentdeckbar machte.

Ward Franz ausgeschickt, um irgend ein kleines Geschäft zu besorgen, eine Bestellung für Vater oder Mutter zu machen, so blieb er gewiß über die vorgeschriebene Zeit aus, und kam er endlich langsam angetrottet, so zeigten die Kleidung oder ein paar Schrammen im Gesicht unzweideutig genug, daß er sich bemüht hatte, den Spartanern nachzueifern. Ohne zu prügeln oder von Andern geprügelt zu werden, konnte der Schelm nicht hundert Schritte weit vom Amthofe gehen. Für gewöhnlich hatte indeß Franz bei seinen Kraftübungen Glück, denn er war gewandt, rasch, schnell entschlossen und, hatte er Andern etwas ausgewischt, wie der Wind aus der Sehweite.

Gewiß waren dies lauter Untugenden, die jedoch Franz Wunderlich mit allen Jungen, die nicht Kopfhänger oder Feiglinge von Natur sind, gemein hatte. Wir wollen ihm deshalb diese kleinen Mängel und Schwächen nicht gar zu hoch anrechnen, wenn schon unser Wahrhaftigkeitssinn uns zu dem Geständniß nöthigt, daß der kleine Franz allem Schabernack zu sehr ergeben war und eine ans Unglaubliche grenzende Vorliebe für alles Verbotene unverkennbar zeigte. Ein Gesetz zu übertreten, war für ihn ein wahrer Hochgenuß. Es fiel

ihm aber nicht ein, dagegen zu sündigen, sobald er nicht wußte, es sei verboten. So ganz verdorben, vom Satan besessen, so schauerlich niederträchtig ist der Mensch von Jugend auf! Und wir wundern uns noch, daß fromme Seelen bei Zeiten darauf denken, diese angeborene Anlage zu allen nur denkbaren Teufeleien schon im zartesten Kindesalter mit Stumpf und Stiel zu vernichten!

Doch kehren wir, um nicht abzuschweifen, zum neunten Geburtstage unseres Sonderlings zurück.

Am Morgen des Geburtstags, nach genossenem Frühstück, erschien der Amtmann, begleitet von der Frau Amtmännin, im früher schon beschriebenen Familienzimmer, wo die „junge Brut" gewöhnlich verkehrte. Er trug ein an den Rändern etwas verbogenes, auch sonst ziemlich abgenutztes Kaffeebret in der Hand, das am Rande mit neun kleinen brennenden Wachskerzen besetzt war. Diese neun Kerzen bedeuteten die acht zurückgelegten Lebensjahre und das so eben neu begonnene, und es war gewiß ein recht sinniger Einfall von Vater Wunderlich, daß er bei allen Geburtstagen seiner Kinder die Jahre immer durch brennende Wachskerzen bezeichnete und mit jedem Jahre eine mehr anzündete.

Zwischen den glänzenden Lichtern lagen ein paar schöne Beinkleider, röthlichgelb, man könnte beinahe

sagen, safrangelb von Farbe, aus sogenanntem ostindischen Nanking, der damals gerade sehr in Aufnahme gekommen war und jedenfalls einen zweckmäßigen Kleiderstoff abgab, da er sich gut waschen ließ und eine bedeutende Dauerhaftigkeit besaß. Aus Sparsamkeit hatte freilich Amtmann Wunderlich es vorgezogen, seinem etwas fahrigen und wilden ältesten Jungen Beinkleider von unechtem Nanking zu geben, der viel schöner aussah und auch Franz viel besser gefiel als der echte. Um dies künstlich zusammengelegte Kleidungsstück schlang sich ein Kranz von Backwerk, ein sogenannnter Butterzopf, gar lecker anzuschauen und unbedingt das Hauptaugenmerk unseres Helden, der sich schon jetzt die Lippen zu lecken begann, während sein Vater mit ernster Miene einen Sermon an den Geburtstäger richtete, worin viel gute Lehren enthalten waren und der mit der Hoffnung schloß, der nunmehr in das neunte Lebensjahr getretene Franz werde die Kinderschuhe von jetzt an möglichst rasch abzulegensich bemühen, ein gesetzter Mensch werden, tüchtig lernen, sich gut aufführen und allen seinen jüngern Geschwistern mit gutem Beispiele vorangehen.

Diese mit Herzlichkeit gesprochene väterliche Ermahnung ward nicht ohne Zeichen der Rührung hingenommen, sodann aber unverweilt an die Besichtigung des prächtigen Geburtstagsgeschenks gegangen. Später wur-

den die Kerzen ausgelöscht, und die sorgliche Mutter bemächtigte sich des angenehm duftenden Gebäcks, um einen Theil desselben in kleine Stückchen zu zerlegen und diese unter sämmtliche Hausgenossen zu vertheilen. Da nämlich der Butterzopf ein Gebäck der Frau Amtmännin selbst war und die brave Frau sich großer Geschicklichkeit in der Kunst, feines Gebäck zu bereiten, rühmte, wollte sie auch von Jedermanns Lippen ihren Ruhm verkündigen hören.

Zufällig fiel der neunte Geburtstag unseres Helden gerade auf den zweiten Pfingstfeiertag. Dieser Zufall erlaubte die sofortige Anlegung der neuen Beinkleider, in denen sich Franz, ein untadelig gewachsener, blühender Junge, ganz nett ausnahm.

Da der Amtmann ein frommer, überhaupt dem Gesetze gern huldigender Mann war, versäumte er nur in außerordentlichen Fällen die Kirche. Ebenso hielt er Frau und Kinder, nicht minder seine Dienstboten streng zum Kirchenbesuche an, weder auf die peinigende Hitze im Sommer, noch auf die empfindlichste Kälte im Winter die geringste Rücksicht nehmend. Er pflichtete von ganzem Herzen dem Glaubensbekenntnisse jedes echt christlichen Fürsten bei: Ich und mein Haus, wir wollen dem Herrn dienen!

Franz zeigte von Jugend auf wenig christlichen Sinn,

am allerwenigsten aber im Winter; denn da die Kirche dann selten von Andächtigen überfüllt war, konnte ein längerer Aufenthalt in den eisigen Räumen recht gut für einen gelinden Grad von Tortur gelten. Im Sommer gab es mehr Unterhaltung, selbst wenn die endlosen Predigten des gewissenhaften Pastors die Neigung zum Schlafe bei vielen Zuhörern erweckten. Franz zählte dann erst die Hauben auf den Köpfen der unten im Schiff der Kirche sitzenden Frauen und merkte sich dabei genau diejenigen, welche nickten. War diese Unterhaltung zu Ende, so zählte er die in wunderlichen Gruppen auf langen, weit über die Sitze der Emporen hinausragenden Eisenstangen zusammengehängten Hüte der Bauern, oder er bemühte sich, die Reime und Sprüche zu entziffern, die als erklärender Text unter den einzelnen Bildern zu lesen waren, mit denen ein höchst inventiöser Maler die Holzfelder der Emporen geschmückt hatte. Gern jedoch und aus innerem Herzensdrange ging Franz schon damals ebenso wenig wie später in die Kirche.

Nur heute, an seinem neunten Geburtstage, machte er eine Ausnahme. Er konnte es kaum erwarten, die kurze schwarze Kurtka mit den vielen Schnüren auf der Brust anzuziehen, die barettartige Sammtmütze auf das hellblonde lockige Haar zu drücken und so, mit dem

dicken Gesangbuche unter dem Arm, nach der Kirche zu pilgern.

Diese Eile hatte ihren guten Grund. Franz wünschte seine köstlich leuchtenden safrangelben Beinkleider von unechtem ostindischen Nanking den Bauern zu zeigen, die plaudernd eine Zeit lang vor den Kirchthüren zu stehen pflegten, ehe sie das Gotteshaus selbst betraten. Denn schönere Hosen — das wußte Franz, der auf sein Aeußeres gern etwas hielt, ganz gewiß — hatte unter sämmtlichen Kirchgängern sicherlich Niemand. Daß der kleine eitle Geck sich nicht geirrt hatte, bewies das neugierige Umschauen der meisten, als er, des mächtigen Eindrucks sich bewußt, den er machen mußte, durch die Gruppen der gaffenden Bauern hindurchschritt.

Es war herkömmlich, daß der Dorfschulze an jedem zweiten Feiertage der hohen drei Kirchenfeste die Familie des Amtmanns und des Pastors zu sich einlud. Auch diesmal war diese übliche Einladung an die beiden wichtigsten Persönlichkeiten des Ortes nicht unterblieben und, wie immer, bereitwillig seitens der Geladenen angenommen worden. Die Frau Amtmännin mit den drei ältesten Kindern, Franz, Eugenie und Theophil, machte sich daher ein paar Stunden nach Tische, das heißt, nachdem die Thurmuhr die zweite Nachmittagsstunde verkündigt hatte, nach der Wohnung des Schulzen auf

den Weg. Der Amtmann pflegte immer eine Stunde, manchmal auch zwei später zu erscheinen, da er dann sicher sein konnte, den Pastor bereits vorzufinden, mit dem ja doch ein vernünftiges Gespräch anzuknüpfen war.

Für die Kinder sowohl des Amtmanns wie des Pastors waren diese Feiertagsbesuche auf dem Schulzenhofe große Festlichkeiten. Nicht allein gab es dann Leckerbissen, welche im väterlichen Hause selten oder nie vorkamen, die Aeltern drückten auch beim Zulangen der lieben Kinder aus Rücksicht auf ihre freigebigen Wirthe ein Auge zu, sodaß die herzigen Kleinen so viel essen und trinken durften, als sie mochten.

Außer diesen nicht zu verachtenden Tröstungen des Magens gab es bei solchen Festtagsvisiten noch mancherlei andere Vergnügungen, die sowohl auf der Pfarrei wie auf dem Amthofe nicht heimisch waren. Pastors und Amtmanns Kinder hatten nämlich Gelegenheit, mit Gleichalterigen aus dem Orte, mit Knaben und Mädchen der angesehenern Bauern, der eigentlichen Aristokratie im Dorfe, zusammen zu treffen. Von diesen waren, wenn auch nicht gerade feine Sitten, so doch mancherlei Schnurren und Spiele zu lernen, die sie höchlichst interessirten und amüsirten. Zu solchen geselligen Unterhaltungen eignete sich nun kein Festtag besser als der zweite Pfingstfeiertag, da man in die freie Natur hinaus-

stürmen, durch Feld, Wiesen und Garten schweifen und sich den drinnen im Putzzimmer beisammen sitzenden Aeltern auf einige Stunden gänzlich entziehen konnte.

Für Franz, der den Sinn jedes Spiels leicht faßte, auch gern als lebhafter Festordner auftrat, waren dies selige Stunden, in denen er Alles um sich her vergaß. Wie alle Uebrigen gab auch er sich ganz und ausschließlich dem Genusse des Augenblicks hin und dachte nicht früher an eine Rückkehr ins Haus, als bis entweder die Stimme seines eigenen Vaters oder des Pastors, vielleicht auch ausnahmsweise des Schulzen der kindlichen Lust und Ausgelassenheit ein Ziel setzte.

Um den Geburtstäger das glücklich begonnene neue Lebensjahr auch recht genießen zu lassen, gab der Amtmann seinem Aeltesten Erlaubniß, sich mit den beiden Söhnen des Pastors und einigen Jungen aus der Nachbarschaft, deren Aeltern ebenfalls Gäste des Schulzen waren, bis Sonnenuntergang im Freien herumzutummeln.

Der ganze Kinderschwarm — auch einige Mädchen gesellten sich dazu — eilte zuvörderst in den Garten, wo sich ein Kegelschub befand. Hier vergnügte sich die erwachsene männliche Jugend des Ortes mit Kegelspiel. Die Kleinen sahen eine Zeit lang dem Rollen der Kugeln, dem Fallen der Kegel zu und amüsirten sich dabei über die sonderbaren, zuweilen höchst komischen Stellungen

der einzelnen Spieler, denn nirgends wohl machen Spielende drolligere Capriolen als beim Werfen der Kegelkugeln. Lange aber konnte dies die ruhelosen Kinder doch nicht unterhalten. Sie begaben sich daher nach dem Baumgarten, wo die vielen Obstbäume zu einem Lieblingsspiele aller jungen Leutchen, dem Kämmerchenvermiethen einlud. Dies trieb unter Jauchzen und Lachen die lustige Kinderschaar, bis alle vom Rennen müde und heiß geworden waren und eine Erholung nöthig ward. Ohnehin konnte man auf strenge Gesichter und strafende Worte sich gefaßt machen, wenn Pastor oder Amtmann unvermuthet ebenfalls im Garten erscheinen sollten und sie hier die dunkelroth glühenden Gesichter der Abgehetzten gewahr geworden wären.

Pastors Fritz, der zwei Jahre mehr als Franz zählte, rieth aus Klugheitsrücksichten zu einem langsamen Spaziergange nach der nächstgelegenen Wiese. Man hatte an deren Abhange eine sehr schöne Aussicht nach dem Gebirge, auch konnte man das Flußthal verfolgen, das in malerischen Krümmungen durch begrünte Hügel sich fortzog und durch einen breiten Waldberg geschlossen ward.

Dieser Vorschlag fand allseitig Beifall. Die Kinder reichten sich die Hände und wanderten den breiten Rain entlang, auf welchem an Werkeltagen das Vieh zur Weide

getrieben ward, hinaus ins Freie, mit den Armen, um doch nicht ganz müßig zu bleiben, immer hin und her schlenkernd, was freilich die Abkühlung nicht besonders förderte.

Die Wiese stieg an einem Bergabhange sanft aufwärts und ward gegen Mitternacht von einem Birken- und Erlengehölz begrenzt, in welchem viele Singvögel, namentlich die sehr beliebten Rothkehlchen, nisteten, weshalb dasselbe ein Lieblingsaufenthalt der Jugend war, die hier mit Eifer, Ausdauer und Geschick die Kunst des Sprenkelstellens übte.

Im Westen senkte sich die grüne Fläche schräg abwärts und bildete eine Hügellehne, die von der unten vorüberführenden Landstraße durch eine lebendige Hecke geschieden ward. Hier rastete die hoffnungsvolle Gesellschaft, setzte sich am Rande der Lehne in das duftende Gras und sah eine Zeit lang in den goldenen Sonnenbrand, der um die höchsten Gebirgskuppen loderte. War es nun Zufall oder Absicht, genug, plötzlich verlor einer der mit zur Gesellschaft gehörenden Bauerjungen das Gleichgewicht, überschlug sich und kollerte den schrägen Wiesenhang hinab bis an die Hecke. Die Zurückgebliebenen lachten laut auf über den sich rasch wie ein Rad um seine eigene Achse drehenden Knaben. Der aber sprang munter wieder auf, schüttelte sich, suchte die

verloren gegangene Mütze, lief schnell zur Gesellschaft zurück und sagte mit leuchtenden Augen:

„Hört, das ist ein prächtiges Vergnügen! Es geht wahrhaftig nichts über solches Kollern! Versucht's einmal; ich lasse mich auf der Stelle noch einmal hinunterrollen."

Gesagt, gethan. Ehe die Uebrigen ihn noch abhalten konnten, lag er auf der Seite, gab sich einen Schneller und rollte, sich lustig überschlagend, abermals den grünen Wiesenhang hinunter.

Wer hätte da widerstehen können, einem Vergnügen sich hinzugeben, das so lustig anzusehen, dabei so gefahr- und harmlos war! Franz Wunderlich folgte zuerst dem gegebenen Beispiele und warf, um weniger behindert zu sein, schon beim zweiten Versuch die Kurtka ab, indem er mit vor Freude und Lust geröthetem Gesicht allen Andern das hohe Vergnügen pries, das dieses Drehen um sich selbst gewähre.

Fünf Minuten später war die neu entdeckte Lustbarkeit in vollem Gange. Sämmtliche Jungen kollerten um die Wette den grünen Abhang hinunter, und selbst die Mädchen wagten schüchtern und verschämt an dem Vergnügen Theil zu nehmen. Die Knaben geriethen dabei in eine solche Hitze und Leidenschaftlichkeit, daß sie Alles um sich her vergaßen. Nicht einmal die Abend-

kühle und die mit dem Versinken der Sonne sich bemerkbar machende Feuchtigkeit im Grase vermochten die eifrigen Wälzer zu stören. Erst als sehr vernehmbar und gebieterisch die Stimme des Schulzen in der Nähe erklang, dem sich die nicht minder ernste des Pastors beigesellte, bemerkten die Vergnügungsseligen, daß es bereits dämmerte, daß man in allzu eifriger Hingebung an den großen herrlichen Augenblick des Guten wohl etwas zu viel gethan haben möge. Am meisten erschrak Franz, doch beruhigte er sich schnell wieder, da er den Vater weder sah noch hörte. Geschwind zog er die Kurtka an, brachte mit einigen Strichen sein gelocktes Haar einigermaßen in Ordnung und ging darauf getrosten Muthes Hand in Hand mit Pastors Fritz den Rufenden nach, die, als sie der Kinder ansichtig wurden, sogleich wieder umkehrten, da bereits die Abendtafel gedeckt war und das bei solchen Gelegenheiten selten fehlende Fischgericht, entweder Karpfen in polnischer Sauce oder Forellen oder endlich die zarte kleine Schmerle, himmelblau gesotten, schon der Gäste harrte.

Unterwegs bemerkte Franz nicht, daß einige der hinter ihm herschreitenden Knaben — Dorfrangen pflegte sie der Amtmann zu nennen — mit einander zischelten und ein heiteres Lachen nur schwer unterdrücken konnten. Hätte er ahnen können, daß ihm zumeist dies

Zischeln und heitere Lachen gelte, er würde keine Sekunde angestanden haben, die Stärke ihres Haarwuchses zu erproben und ihnen mittels einiger wohl applicirter Püffe etwas mehr Lebensart beizubringen. Denn zum Raufen war Franz stets aufgelegt, und eine Beleidigung ließ er, mochte sie auch noch so unbedeutend sein, nie ungestraft. Darin besaß er einen wahrhaften Großstaatssinn, und hätte der Himmel es so gefügt, daß unser Held auf einem Throne geboren oder durch eines ganzen Volkes Stimme darauf berufen worden wäre, Franz Wunderlich würde keine Mücke ungestraft wieder fortgelassen haben, wäre sie keck genug gewesen, seine fein organisirten Ohren ohne zuvor devotest eingeholte Erlaubniß zu umsummen.

Aus dem Putzzimmer des Schulzenhofs schimmerte Lichtglanz, durch die halb offen stehende Küchenthür stahl sich wohlriechender Speiseduft, sodaß Fritz nicht umhin konnte, seinem Freunde ins Ohr zu raunen, es gäbe Bratwurst, ein Gericht, das er sowohl wie sein Herr Vater leidenschaftlich gern aß.

„Und Karpfen dazu", ergänzte Franz. „Ich habe sie schlachten sehen, ehe wir aus dem Garten aufs Feld zogen. Der lange Christoph hat sie gerissen."

Unter diesem gegenseitigen Austausch ihrer gastronomischen Gedanken traten sie in das hell erleuchtete

Speisezimmer, wo eine lange Tafel, mit schwerem weißen Damast überbreitet, nach Landessitte gar stattlich aufgeputzt war. Ein verwöhnter Mensch unserer modernen Civilisation würde freilich Mancherlei auf dieser Tafel des wohlhabenden Schulzen vermißt haben. Es gab weder Servietten noch Gabel und Messer; auch an Tellern war kein Ueberfluß, und was vor allem aufgefallen sein würde, unter den vorhandenen Tellern befanden sich nur sechs bis acht zinnerne, alle übrigen bestanden aus eitel runden, von hartem Buchenholz gearbeiteten fingerdicken Deckeln.

In solcher Weise pflegte damals der wenig luxuriöse, allem äußern Glanz abholde Landmann auch die vornehmsten Gäste zu bewirthen. Nur Erwachsene, denen er eine besondere Ehre erweisen wollte, oder die vermöge ihres Standes oder ihrer Würden eine Auszeichnung beanspruchen durften, erhielten bei ländlichen Gastereien wirkliche Teller, alle Andern mußten sich mit einem hölzernen Surrogat behelfen, was Niemand schwer fiel, da Keiner es besser kannte. Messer und Gabeln aber sowie Servietten wurden niemals gereicht. Diese brachte jeder Eingeladene sich von Hause mit. An gutem und massenhaftem Essen dagegen fehlte es nicht, und da dies bei jeglicher Gasterei doch immer die Hauptsache ist, so war man stets zufrieden und guter Dinge.

Der Amtmann hatte sich sehr gut unterhalten und als ein sicheres Zeichen seiner ganz vortrefflichen Laune schon während des Kaffees eine Pfeife Tabak geraucht. Diese gute Laune erhöhte sich noch gegen Abend, als er durch einen Wink seiner klugen Frau in Erfahrung brachte, daß sein Leibgericht auf dem Abendtische nicht fehlen werde. Unter Gesprächen bald landwirthschaftlichen, bald rein geschäftlichen Inhalts dachte Wunderlich nicht mehr der Kinder. Er glaubte sie noch immer im Garten oder auf der Kegelbahn, und als die junge Gesellschaft jetzt eintrat, wollte er sie herzlich und heiter begrüßen. Allein kaum ward er seines Aeltesten und Pastors Fritz ansichtig, da nahm sein Gesicht, das so eben noch die milden Züge frohen Muthes zur Schau trug, einen Ausdruck an, in dem sich Schrecken, Staunen und schnell auflodernder Aerger malten.

„Um Gott, seht diese Rangen!“ rief er, die Farbe dreimal in drei Sekunden wechselnd. „Kerls, wo seid Ihr gewesen? In welcher Mistgrube habt Ihr Euch herumgetrieben? Meint Ihr denn, ich finde das Geld auf der Straße oder könne es selber machen, wie Bossel's Gottlieb, der Batzenstreicher, die Lehmbatzen, aus denen er sich mit selbsteigenen Händen ein Haus baut? Herr, Du meine Güte, Franz, welcher Wiedehopf ist Dir auf den Zopf gestiegen? Dreh' Dich

'mal 'rum, Kerl, daß man die ganze Herrlichkeit mit einem Blicke überschauen kann! Nein, 's ist zum Bersten! Kosten mich die Hosen, die der Schlingel heut' zum ersten Male angezogen hat, mit sammt dem Macherlohn einen schweren Silbergulden, und wie sehen sie aus! Ein Papagei ist ein Schornsteinfeger in der Pracht seines Gefieders gegen diesen Dreckvogel! Ei, und Fritzchen nimmt sich auch gar lieblich aus! Das schöne blaue Köperzeug, das ihm der Herr Vater zu ein Paar Beinhüllen hat zuschneiden lassen, wird ohne Erbarmen wie meines Aeltesten ostindischer Goldnanking in die Wäsche wandern müssen. Ich sag's ja", fuhr der Amtmann in seinem Aergersermon, zu dem Pfarrer gewandt, fort, „es ist den Rangen kein Stück Zeug auf den Leib zu schaffen, das länger als einen halben Tag die Farbe hält. Und denken Sie, mein Großer hat heute seinen Geburtstag, und ich habe ihm eine Vermahnungsrede gehalten, die Sie, Herr Pastor, nicht besser hätten stilisiren können. Er hat mit Hand und Mund gelobt, ein vernünftiges Leben zu führen — na, und da steht er jetzt! Mensch", sagte der Amtmann zu Franz, „ist man ein vernünftiger Junge, wenn man eine Couleur an seinen Kleidern trägt, die sich ein Landschaftsmaler borgen könnte, wenn die Farben ihm ausgehen? Und dabei sollen einem die Karpfen schmecken!"

Franz sah nun allerdings wunderlich genug aus. Das schöne egale Safrangelb seiner Beinkleider war mit zahllosen grünen Flecken und Streifen gemustert, auch dunklere Stellen, etwas Schneckenschleim und andere schwer zu definirende Farbenaufsätze ließen sich an dem nagelneuen Geburtstagskleidungsstück entdecken. Im Ganzen genommen machte dieser Aufzug des bestürzten, ja förmlich niedergedonnerten und dadurch sprachlos gewordenen armen Jungen einen höchst komischen Eindruck. Begriffen daher auch die übrigen erwachsenen Anwesenden den Aerger des Amtmanns, der nur das ruinirte Beinkleid seines Söhnchens sah, so mußten sie doch über die drollige Figur des armen Sünders laut auflachen, dem die Jugendlust und eine völlig sorglose Stunde freudigen Dahinlebens diesen fatalen Streich gespielt hatte.

Dies Lachen besänftigte den erzürnten Amtmann, dessen Aerger indeß selbst schon einen komischen Anstrich hatte. Zu ändern war ja doch nichts mehr, und da Pastors Fritz nicht viel besser aussah, nur daß an seinen himmelblauen Kleidern bei Licht die davongetragenen Flecke weniger sichtbar waren, auch alle andern Genossen mehr oder weniger Zeichen ihrer Lust mitgebracht hatten, so fügte man sich geduldig in das allgemeine Unglück, sich mit dem Troste beruhigend, daß ein paar Eimer Wasser das ganze Uebel wieder heilen würden.

Auf solche Weise rettete Jeder seinen Appetit. Pastor und Amtmann ließen es sich trefflich schmecken, und die „ungezogenen Jungen", die wie Stieglitze schillerten und welche ein Wort des Amtmanns untenhin in die Dunkelheit verbannte, befanden sich hier ausnehmend wohl. Das gehabte Unglück hatte jetzt sogar noch eine gute Seite, denn da es an Servietten, wie schon bemerkt, mangelte, und die Frau Schulzin es durchaus nicht für nöthig erachtete, den kleinen Pagen, wie sie die Söhne des Pastors und Amtmanns nannte, Teller vorzusetzen, mußten diese mit ihren nicht gut zureichenden kurzen Armen allesammt nach einer mitten zwischen sie auf die Tafel gestellten Schüssel reichen und aus dieser die darin schwimmenden Leckerbissen ihrem Munde zuführen. Dies geschah zwar gern und eifrig, allein nicht ohne Spuren auf dem Tischtuche wie auf den Kleidern der Pagen zu hinterlassen, die jedoch über den Delicatessen diese neue Art unfreiwilliger Färberei ebenso gut übersahen, wie früher das Unglück, das sie bei dem Wälzvergnügen auf der Wiesenlehne angerichtet hatten.

Viertes Kapitel.

Kleine Familienleiden.

Theophil Wunderlich, Franz' jüngerer Bruder, war ein verschmitzter kleiner Bursche, der schon in frühester Kindheit und später in noch erhöhterem Grade dem Aeltesten viel zu schaffen machte. Weniger lebhaft als Franz, zeigte er mehr Aufmerksamkeit als dieser. Was er von Andern, besonders von Erwachsenen sah und hörte, das that er ebenfalls, dem strebte er nach, wie ihm denn eine Art natürlicher Pietät gleichsam angeboren war. Diese Befähigung machte ihn dem praktischen Amtmann frühzeitig werth. Vater Wunderlich gab Theophil sehr unzweideutige Beweise seiner besondern Zuneigung, während der fahrige, zerstreute, überall anstoßende Franz nur zu oft Aeußerungen hören mußte, die ihn an der Liebe seines Erzeugers zu ihm zweifeln lassen konnten. Es war eine gewiß nicht zu billigende

Schwäche des Amtmanns, das, was ihm an seinem ältesten Sohne mißfiel, stets offen auszusprechen, die Fehler und kleinen Gebrechen, die ja aller Kindheit und Jugend anhaften, in unangenehmer Weise, oft mit polternden Worten zu rügen. Freilich meinte der brave Mann dies nicht so bös, allein die Folgen, welche diese Art des väterlichen Gebarens für den Gescholtenen hatten, waren bedenklich.

Franz besaß, wie alle lebhaften, feurigen und aufgeweckten Kinder, ein sehr reizbares, mithin auch leicht verletzbares Gemüth. Ein einziges freundlich gesprochenes Wort konnte ihn hoch beglücken, eine harte, kalte Aeußerung ihn tief und für lange Zeit verschüchtern. Offen und ohne Falsch, sagte er selbst seine Meinung frei heraus, auch wenn Andere und Verständigere diese Auslassungen als Albernheiten verlachten. Daß man hinter dem Berge halten oder gar eine Unwahrheit hinter Jemandes Rücken sagen könne, fiel dem lebenslustigen Jungen nicht ein. Leider aber sollte er nur zu bald erfahren, daß die Welt kein Paradies ist und daß, will man sich seiner Haut wehren und nicht hohnlachend von Andern unter die Füße getreten werden, ein wenig Schalkheit und Heuchelei so nöthig zum Fortkommen in dieser argen Welt sind, wie eine gewisse Quantität Galle zur Auflösung und Verdauung der genossenen Speisen.

Theophil benutzte die ihm bewiesene Freundlichkeit des Vaters, um sich recht fest in dessen Gunst zu setzen. Etwas Uebles wollte der noch unverständige Knabe seinem ältern Bruder damit durchaus nicht zufügen, denn sein Verfahren war ein rein instinktartiges; dennoch blieben die Wirkungen sehr unerfreuliche und kamen denen völlig gleich, wie sie sonst nur absichtliche Verleumdung hervorrufen kann.

Ohne wirkliche Verschuldung beider Geschwister entstand zwischen den Brüdern auf solche Weise eine gegenseitige Spannung, die mit den Jahren immer mehr wuchs und in das beklagenswertheste Mißtrauen überging. Franz sah in seinem jüngern Bruder immer nur einen heimlichen Lauscher, einen Zuträger und Verleumder, Theophil aber hielt den ältern Bruder für einen Schwachkopf, weil in seinem Gedächtnisse wenig haften blieb, eine immerwährende, von Woche zu Woche wachsende Zerstreutheit förmlich Besitz von ihm nahm und Franz gerade deshalb einen unverhohlenen Widerwillen gegen alles Lernen äußerte. Ihm war am wohlsten, wenn er sich im Freien herumtreiben konnte. Er begann die Einsamkeit zu suchen, seinen Gedanken nachzuhängen und auf eigene Faust ein Leben zu führen, wie es für Kinder nicht gut ist.

Dieser Hang zum Alleinsein wuchs in demselben

Maß, wie man ihn damit aufzog. Der Amtmann selbst, der nicht die weisesten Ansichten über Erziehung hatte, nannte ihn Träumer, Sterngucker, Grashüpfer, und Theophil, der mit einiger Mühe sich mancherlei Kenntnisse verschaffte, wie Vater Wunderlich sie liebte und achtete, sah Franz bald über die Achseln an, spielte bei jeder Gelegenheit den Besserwissenden und beantwortete die heftigen Aeußerungen seines ältern Bruders gewöhnlich mit einem höhnischen Lächeln.

Diese kindischen Häkeleien, genährt durch zu leicht genommene Bemerkungen des arglosen Vaters, legten den Keim zu einer Menge erst in späterer Zeit sichtbar werdenden Fatalitäten. Sie wurden die eigentliche und alleinige Ursache, daß die Familie Wunderlich, die mit vollem Rechte für eine bevorzugte galt, in deren Schooß ein ewiger Frieden zu walten schien, lauter Menschen erzog, die man im gewöhnlichen Leben Stiefkinder des Glücks nennt.

Es waren nur Kleinigkeiten, lauter eigentlich gar nicht der Rede werthe Unbedeutendheiten, die im Innern dieser Familie die Eintracht vom still behüteten Herdfeuer verscheuchten und, während man weder Streit und Zank vernahm, noch sichtbare Zeichen wirklicher Gehässigkeit entdecken konnte, doch alle gegen einander verbitterten. Das ganze Hauswesen würde darunter gelitten

haben oder vielleicht gar völlig zerrüttet worden sein, hätte nicht die grundgütige Natur des Amtmanns als immer aufs neue wieder linderndes und heilendes Arcanum sich erwiesen. Ein freundlicher Blick, ein drollig-derbes Wort verband jederzeit die Wunden, die sich die Kinder mit ihren spitzen Zungen schlugen. So hielt denn der Friede trotz zahlloser Plänkeleien aus, und wer etwa die Familie des Amtmanns bei Tische überraschte, der würde mit dem wohlthuenden Gefühle wieder von dannen gegangen sein, er habe einen Patriarchen inmitten seiner ihm dienenden und ihn verehrenden Angehörigen einfach und würdevoll speisen sehen.

Die mehr spaßhaften als ernsten Ereignisse am neunten Geburtstage unseres Helden wurden wesentlich Veranlassung zu jenem kleinen, immer von neuem wieder losbrechenden Kriege zwischen Franz und Theophil. Die unglücklichen Nanking-Beinkleider gaben das erste Signal dazu. Als nämlich am andern Morgen die Kinderfrau, eine treue Seele, dabei nicht weniger eigengeartet und originell als sämmtliche Wunderliche, von der Frau Amtmännin die Weisung erhielt, das so übel zugerichtete Kleidungsstück zu reinigen, begab es sich, daß es aus diesem Wasserbade in der untadelhaftesten Farbe der Unschuld hervorging. Der Nanking hatte seine

Maske abgeworfen und zeigte sich als unschuldige, schlecht gefärbte Baumwolle.

Mit dieser unerwarteten Verwandlung des schönen Geburtstagsgeschenks, das Franz mit so großem Selbstgefühl getragen und in dem er noch oft die Bewunderung der Kirchgänger zu erwecken gehofft hatte, war die ganze Bescherung zu Wasser geworden. Franz klagte und weinte über die Treulosigkeit der prächtigen gelben Farbe und wollte sich selbst durch die Tröstungen der Mutter, die eine Neufärbung mittels Fernambuk in Vorschlag brachte, nicht beruhigen lassen.

Dagegen zeigte Theophil zum ersten Male eine ganz unbändige Freude. Des Bruders größtes Unglück hielt dieses winzige Bürschchen für ein ganz besonderes Glück. Während Franz weinend auf der wackelnden Ofenbank hockte — der Schwamm hatte nämlich eins der Beine zur Hälfte abgefressen — sprang der kleine Bengel, sein Butterbrod verzehrend, jauchzend von einem Beine aufs andere, trat bei diesen unvorsichtigen Freudenexercitien eine längst schon durch Fäulniß morsch gewordene Diele durch und rief einmal über das andere: „Wie herrlich ist das! O wie herrlich ist das!"

Franz würde dies brüderliche Jubellied vielleicht mit Gleichmuth vernommen haben, wenn Theophil einen Grund für seinen Jubel angegeben hätte. Der

Trauernde verlangte diesen von dem Jauchzenden zu erfahren, dieser aber weigerte sich, Antwort zu geben. Er fuhr vielmehr fort von einem Beine aufs andere zu springen, indem er den Text seines Dithyrambus dahin abänderte, daß er jetzt sang:

„Nein, das sage ich nicht; o das sage ich nicht!"

Und dabei tanzte er eine zweite Diele durch, was einen befehlshaberischen Ruf zur Ruhe von seiten der Mutter zur Folge hatte, die eben so sehr über die Traurigkeit ihres ältesten wie über die Ausgelassenheit ihres jüngsten Sohnes lachen mußte.

Theophil's Freude über das Unglück des Bruders war tief begründet. Der richtig speculirende Bursche wußte nämlich, daß sich wenigstens dieses so früh verblichene Kleidungsstück nicht auf ihn vererben werde, was bisher zu des Kleinen größtem Verdruß regelmäßig geschehen war. Theophil konnte mit ziemlicher Sicherheit nach dem Vorgefallenen berechnen, daß sein eigenes Geburtsfest ihm ebenfalls ein Paar neue Beinkleider eintragen werde, und zwar aller Wahrscheinlichkeit nach bessere, von Farbe haltbarere als die übel anzusehenden Lappen, die jetzt über dem Kopfe ihres traurigen Besitzers am Ofen trockneten.

Diese ausgelassene und etwas unzeitige Lustbarkeit seines jüngern Bruders über ein Unglück, das ihm

persönlich ans Herz griff, verletzte den reizbaren Franz viel tiefer, als irgend Jemand ahnen konnte. Es war freilich kindisch, sich dadurch verletzt zu fühlen, wer aber vermag kindische Einbildungen und Anschläge zu ändern! Kindlichen Gemüthern sind unbedeutende Dinge fast regelmäßig viel mehr werth als die kostbarsten Gegenstände, an denen gereifte Personen sich erfreuen. Diese Wunde seines Herzens würde sich indeß ohne Frage alsbald wieder von selbst geschlossen haben, wäre nicht Theophil wiederholt auf den Unfall zurückgekommen und seltsamerweise von dem Vater darin bestärkt worden. Der Amtmann ließ so leicht keine Gelegenheit vorübergehen, ohne seinem Aeltesten die fatale Hosengeschichte vorzuhalten, die von ihm, gerade wenn er bei recht guter Laune war, in drolliger Weise ausgeschmückt, auch wohl einem gelegentlichen Besuch zu Franz' fürchterlichstem Aerger zum Besten gegeben ward. Je hülfloser diesem Verfahren gegenüber der machtlose Knabe dastand, desto empfindlicher fühlte er sich immer von neuem durch die fortwährende Aufwärmung einer unbedeutenden Jugendthorheit getroffen. Er ward purpurroth im Gesicht, Thränen des Schmerzes und der Wuth traten ihm in die Augen, er ballte die kleinen Hände und wäre gern irgend Jemand damit zu Leibe gegangen, hätte sich dies nur ungestraft thun lassen. Theophil

aber freute sich, weil der Vater an der Erinnerung dieses Vorkommnisses Gefallen fand, und so weitete sich unmerklich, ohne daß von der einen wie von der andern Seite eine Absichtlichkeit dabei vorlag, nach und nach eine Kluft aus zwischen Vater und Sohn, die in spätern Jahren durch nichts mehr auszufüllen, ja kaum auf künstliche Weise zu überbrücken war. Ebenso blieb das Verhältniß zwischen den beiden Brüdern immerwährend ein gespanntes, das mit den Jahren und mit dem schärfern Hervortreten auch der verschiedenen Neigungen der Brüder sich immer schroffer gestaltete.

Darüber vergingen freilich Jahre, und ehe die Neckereien, das schadenfrohe Aufziehen, das Häkeln und Aufreizen endlich Gemüthsverstimmung und volle Abneigung zu Wege brachten, merkte diesen langsamen Bruch zweier Geschwisterherzen ebenso wenig irgend Jemand im Amthofe, als einer der Bewohner desselben nur an die Möglichkeit eines solchen Ereignisses zu denken wagte.

Wie ein Zufall der Anstifter dieses Unfriedens unter Geschwistern gewesen war, so hätte beinahe abermals ein bloßes Ungefähr das dauerndste Glück und die herzlichste Einigkeit in den Schooß der Familie Wunderlich zurückgeführt, was der freundliche Leser im nächsten Kapitel erfahren soll.

Fünftes Kapitel.

Der erste Schmerz.

Amtmann Wunderlich hielt streng auf Ordnung in seinem Hause. Er sah es deshalb nicht gern, wenn irgend etwas ohne sein Mitwissen oder seine zuvor eingeholte Erlaubniß geschah. Diese Beaufsichtigung auch der allergeringfügigsten Dinge mußte nothwendig bisweilen zu kleinlicher Pedanterie führen. Wirklich machte sich diese auch bald da, bald dort bemerkbar und erregte nicht selten bei denen, die häufig auf dem Amthofe aus und ein gingen, ein spöttisches Lächeln. Im Widerspruch mit diesem Bestreben, Alles und Jedes zu beaufsichtigen, selbst anzuordnen und zu leiten, stand die Eigenthümlichkeit des Amtmanns, in gewisser Hinsicht seinen Kindern möglichst viel Spielraum zu freier Bewegung zu lassen. Es war dies ein Zugeständniß an das Urmen-

schenthum, dem auch der Amtmann seine ganze Originalität zu verdanken hatte. Er selbst war ohne alle Leitung fast in der Wildniß aufgewachsen. Was er sich angeeignet, was er erlernt und errungen, das hatte er Alles ganz allein nur sich zu verdanken. Gerade deshalb galt ihm ein frühzeitiges Selbstständigwerden der Jugend sehr viel, nur wußte er, wie dies bei Menschen, die führerlos und auf gut Glück sich eine Carrière selbst vorgezeichnet und es auch zu etwas gebracht haben, gewöhnlich zu geschehen pflegt, nirgends das rechte Maß zu halten, und dadurch verdarb er mit dem besten Willen oft mehr, als er nützen konnte, was ihn dann wieder einseitig zu unzweckmäßigen, ja völlig widersinnigen Beschränkungen veranlaßte.

Wenn seine Kinder sich mit andern rauften, sah er dieser Uebung der jugendlichen Kräfte gelassen aus dem Fenster der Amtsstube zu, er duldete aber nicht, daß sie sich bei diesen körperkräftigenden Spielen hölzerner Schwerter, mit denen innerhalb des Hauses viel hantiert ward, bedienten. Denn da er aus Erfahrung wußte, daß ein empfindlicher Schlag solcher Waffen zu ganz unbändigem und rücksichtslosem Hauen und Stechen unter wilden Jungen zu führen pflegt und dadurch leicht unheilbares Unglück entstehen kann, so untersagte er den Gebrauch jeglicher Waffe bei harter Strafe. Den Faustkampf da-

gegen und jugendlich gelenkes Ringen, das die Muskeln stählt, die Kräfte übt, dem Körper Gewandtheit und Elasticität gibt, gestattete er gern.

Er konnte sogar Jeden, der bei solchen Spielen zuerst ermüdete, mit ein paar wohl angebrachten Backpfeifen wieder unter die rüstig Kämpfenden zurückjagen. „Wer sich als Junge nicht prügelt," pflegte er zu sagen, „wird als Mann eine feige Memme oder ein Schafskopf, und Beides ist ein nicht wieder zu reparirendes Unglück."

Für ganz besonders ersprießlich zu einer frühzeitigen Selbstständigkeit erachtete der Amtmann die Uebertragung kleiner Geschäfte an Kinder. Er unterließ deshalb niemals, Besorgungen, bei denen es nicht gerade auf Accuratesse ankam, stets durch Franz, bisweilen sogar auch durch Eugenie bestellen zu lassen. Schon im Alter von sieben Jahren ward Franz in das weitläufig gebaute Dorf geschickt, sei es, um eine Citation abzugeben, sei es sonst einer kleinen Bestellung wegen. Dazu eignete sich auch der anstellige Junge ganz vortrefflich, nur durfte die Aufgabe nicht lang sein, weil sein fahriges Wesen ihm selten erlaubte, einen derartigen Auftrag dem Wortlaute nach auszurichten.

In einem Alter von zehn Jahren kannte Franz jeden Hof im ganzen Dorfe, wußte er der Reihe nach alle Bauern und Halbbauern bei ihren Tauf-, Geschlechts-

und Spitznamen zu nennen. Diese genaue Orts- und Personenkenntniß seines Aeltesten kam dem Amtmann trefflich zu statten, denn er brauchte sich keine Leute zu halten, die er aus seiner Kasse besolden mußte. Alle Gänge im Dorfe besorgte Franz fast ausschließlich, und da dem muntern Jungen, der ohnehin wenig Sinn für das Leben im Zimmer hatte, dies immerwährende geschäftliche Herumlaufen über die Maßen gut gefiel, so machte er die vom Vater ihm übertragenen Gänge, so oft es sich thun ließ, auch in seiner Weise sich zu Nutze. Selten ward er ausgeschickt, ohne eine Stunde für sich und seine Vergnügungen mit zu erobern. Diese gesparte Zeit, welche der Amtmann nie ganz genau berechnen und auf ihr wahres Maß zurückführen konnte, benutzte Franz zur Anknüpfung ihm zusagender Bekanntschaften und zur Erlernung von allerhand Lustigkeiten. So erwarb er sich eine ziemliche Uebung in Verfertigung und Aufstellung der schon erwähnten Sprenkel, um die beliebten Rothkehlchen zu fangen, deren zarter Gesang fast in keinem Hause fehlte. Auch im Familienzimmer des Amthofs hüpften ein paar dieser zierlichen Thierchen mit verschnittenen Flügeln herum und stimmten, wenn es recht lebhaft ward, ein „douces" Liedlein an zum Ergötzen aller Bewohner.

Als Vater Wunderlich sich nach der Erwerbung der

Rothkehlchen erkundigte, erlaubte sich Franz eine leise Umschreibung der Wahrheit, indem er sie als ein Geschenk bezeichnete, ihm dargereicht für die gefällige Mitwirkung bei Erlösung der niedlichen Geschöpfe aus ihren härenen Banden.

„Gut“, sagte der Amtmann. „Ein Dummerjan, wer etwas umsonst thut! Hast's recht gemacht, Franz, nur verbitte ich mir, daß Du selbst Dich mit der Lotterbubenkunst des Vogelstellens abgibst! Kein wahreres Wort auf Erden als das: Fischefangen und Vogelstellen verderben manchen Junggesellen!“

Franz hörte aufmerksam zu, schrieb sich die erhaltene Lehre hinter's Ohr, ging aber schon am nächsten Tage wieder auf seinen Vogelherd. Hier ward mit den übrigen Kumpanen Abrede genommen und eine Art Bund geschlossen, so feierlich wie der der Schweizer auf dem Rütli. Sämmtliche Bündler gelobten dem Sohne des Amtmanns unverbrüchliches Stillschweigen. Von Stund' an ging der Rothkehlchenfang besser als je. Er ward mit Leidenschaft betrieben, sodaß sich ein kleiner Handel damit anfangen ließ, wobei der speculative Franz als allbekannter, einflußreicher Agent am meisten verdiente, und als der Herbst herankam, wagten die Bündler sogar Rebhühner in ihre Garne zu locken. Zwei derselben lieferte Franz seiner Mutter in die Küche.

Er hatte sie, wie er durch Zeugen darthat, zum Geschenk erhalten.

Bei einem dieser Um- und Abwege ins Holz und aufs Feld, um neue Schlingen für Sing- und Bratvögel zu legen, hatte sich Franz tüchtig erkältet, sodaß er am nächsten Tage fieberte und das Zimmer hüten mußte. Der Amtmann war darüber ärgerlich, wie immer, wenn etwas nicht nach seinem Kopfe ging. Es gab noch Vieles zu bestellen, und da Franz mit dieser Branche des Geschäfts bereits sehr wohl vertraut war, übertrug es Wunderlich Niemand lieber als seinem ältesten Sohne.

Brummend trat der Vater fast alle Stunden in das Familienzimmer, wo der fiebernde Knabe am Ofen saß und die Füße seiner Rothkehlchen von den Fasern zu befreien suchte, die sie auf ihren Spaziergängen in der nicht sehr rein gefegten Stube angesammelt hatten. Dies wiederholte Kommen, dies hastige, halb barsche Fragen, ob das Fieber sich nicht verlieren wolle, waren unverkennbare Anzeichen großer Ungeduld bei dem Amtmann. Franz hätte sich gern kerngesund gestellt, wäre es nur möglich gewesen. Aber es schmerzten ihn alle Glieder, so oft er aufstand. Dabei brannte ihm der Kopf und allerhand verzerrte Bilder flatterten schattenhaft an seinen Augen vorüber. Er war kränker, als er zu sein gestand, weil ihm nichts entsetzlicher war, als zu Bett

liegen zu müssen, und schon deshalb konnte er diesmal dem Vater nicht zu Willen sein.

Als aber das Kommen Wunderlich's gar kein Ende nahm und doch nicht die Besorgniß um den fiebernden Sohn allein ihn so oft in das Familienzimmer führen konnte, legte sich die Mutter ins Mittel. Sie fragte ohne Umschweife, ob er noch wichtige Aufträge zu besorgen habe.

„Na freilich", sagte barsch der Amtmann. „Es ist auch zu albern und ungeschickt, daß der dumme Junge sich gerade jetzt erkälten muß. Vermuthlich ist er wieder zu Pferde gestiegen und, nachdem er sich im Laufen und Jagen erhitzt hatte, bei fallendem Abendthau langsam irgendwo mit eingeritten. Hab' ich nicht Recht?" wandte er sich fragend an Franz.

Diesmal konnte dieser mit gutem Gewissen ein herzhaftes Nein antworten, denn er war in den letzten acht Tagen wirklich auf kein Pferd gekommen, was er doch, wenn nicht lockendere Vergnügungen ihn davon abhielten, sehr gern that und wobei ihn sogar der Amtmann ein paarmal überrascht hatte, ohne jedoch heftig zu werden und ihn ungebührlich laut auszuschelten. Nur zur Vorsicht ermahnte er den jungen Reiter und gab ihm einige dahin einschlagende Winke, die Franz auch in seinem Herzen bewahrte.

„Vielleicht könnte Theophil für Franz eintreten", bemerkte die Mutter, wohl erwägend, daß der jüngere Sohn seinen Bruder schon mehrmals begleitet hatte, um ebenfalls frühzeitig Wege und Stege kennen zu lernen.

„Das Kerlchen ist noch gar zu winzig", versetzte der Amtmann. „Wenn eine Katze ihn unversehens anläuft, plumpt er hin und streckt alle Viere von sich."

Die Mutter mußte lachen, Theophil aber, den des Vaters Bemerkung höchlichst verdroß, ward purpurroth vor Aerger und behauptete, eine Bestellung so gut und sicher ausrichten zu können wie Franz, obwohl er nur halb so dick sei als sein älterer Bruder.

Franz schwieg still zu dieser mit so viel Selbstbewußtsein ausgesprochenen Behauptung, denn er fühlte sich gar zu unwohl. In seinem Kopfe klopfte und hämmerte es, als hätten die Zwerge der nahen Berge ihre Schuster- und Schmiedewerkstätte dahin verlegt, die Hände waren heiß und trocken und doch schüttelte ihn innerlich ein Frost, als herrsche die strengste Kälte im Zimmer.

„Der Amtmann maß Theophil mit prüfendem Auge. „Findest Du Dich auch allein bis zum Kucks?" fragte er. „Es ist ein gut Stück Weg und Du mußt zweimal über den Mühlgraben und einmal über den großen hohen Steg gehen, sowohl hin- wie herwärts. Fällst Du ins Wasser, dann hab' ich einen Theophil gehabt."

„Ich falle nicht ins Wasser, denn ich bin nicht schwindlig, und mich aufs Angeln einzulassen, werde ich bei dem schlechten Wetter keine Zeit haben.“

„Da seh' einer das junge Volk an!“ rief der Amtmann in komischer Entrüstung. „Kaum ist so ein Wurm drei Absätze hoch und kann sich das Röckchen mit selbsteigenen Händen zuknöpfen, so spricht er auch schon so gelehrt wie Petrus, als er die ersten behutsamen Schritte that, um in Zukunft der beste und zuverlässigste Heilige aller rechtgläubigen Christenseelen zu werden! Also gut, Theophil!“ fuhr der Amtmann fort. „Da Du wirklich so enorm gescheidt bist, einzusehen, daß Dir zum Angeln keine Zeit vergönnt sein wird, so mache Dich auf die Socken. Geh den Hunden aus dem Wege, laufe den Katzen nicht nach, wirf Niemand ein Fenster ein, sei flink, aber behutsam, und laß Dir nirgends etwas vorsetzen! Da hast Du die Zettel. Sie liegen der Reihe nach, wie die Höfe, wo Du sie abzugeben hast. Der Kuckshof ist der letzte.“

Theophil war ganz stolz, sich mit einem so wichtigen Auftrage vom Vater beehrt zu sehen. Er nahm sich fest vor, recht pünktlich zu sein, nichts falsch zu machen und sich ebenso anstellig und zuverlässig zu zeigen als Franz, von dessen Abwegen der kleine verleumderische Schelm bereits eine dunkle Ahnung hatte. Mit Hülfe der Mutter

putzte sich der hübsche Kerl sauber heraus, steckte seine Zettel zu sich und trat gleich dem frühern Amtsboten, den Wunderlich abgeschafft hatte, weil er nie ganz nüchtern war, mit einem kleinen Stocke bewehrt, seinen ersten Rundgang ins Dorf ganz allein, aber auch völlig furchtlos an.

Ueber Erwarten gut entledigte der ehrgeizige Theophil sich der erhaltenen Aufträge. Früher noch, als man erwartete, kam er zurück, ganz munter und fidel dem trocken examinirenden Vater Rede stehend, der neben Franz' Lager saß und die heiße Hand des stark fiebernden Sohnes hielt, um an den Schlägen des Pulses den Grad und die etwaige Gefährlichkeit des Fiebers zu erforschen. Die Mutter bereitete Thee für den Kranken, denn an einen ärztlichen Besuch war vorläufig nicht zu denken, da der nächste dieser Helfer in der Noth über zwei Stunden entfernt wohnte. Eugenie, die eine milde, sanfte und wohltönende Stimme besaß, hockte auf niedrigem Schemel zu Häupten des kranken Bruders und sang ihm ein und dasselbe Lied so lange vor, bis der Schlaf ihn überfiel.

„Morgen wird's besser gehen", sagte der Amtmann, seine Hand behutsam von dem Arme des Sohnes zurückziehend. „Er muß tüchtig transspiriren und vierundzwanzig Stunden lang im Bette bleiben. Was dem Jungen nur einfällt, daß er noch schlafend die Augen-

lider bewegt und mit den Fingern zuckt? Er kann doch unmöglich ein hitziges Fieber haben?"

„Er scheint sehr nervös zu sein", bemerkte die Mutter, besorgten Auges den häufig zusammenzuckenden Knaben betrachtend.

„Nervös!" wiederholte der Amtmann. „Was heißt nervös! Ich habe doch auch Nerven wie jede andere mit menschlichen Anlagen begabte zweibeinige Creatur, bemerkbar aber sind sie mir niemals geworden. Es fehlte eigentlich noch, daß wir schwachnervige Kinder bekämen."

„Wünschenswerth mag es nicht sein", meinte die Mutter, „weil sie schwieriger zu behandeln sind als mit starken Nerven begabte; dafür, sagt man, sollen sie auch gewöhnlich aufgeweckter Geistes sein und sich, bisweilen rasch, bisweilen langsam, glänzender als andere entwickeln."

„Am Glanze ist mir wenig gelegen", entgegnete der Amtmann, „wenn die Jungen nur kerngesund bleiben und, wie ich mir's vorgenommen habe, etwas Tüchtiges lernen. Ist der Franz zimperlich und gefühlsselig, was ungefähr auf eins und dasselbe mit Nervenschwäche hinausläuft, so soll er Theologie studiren. Die Pfarrherren müssen die Leute zu rühren verstehen, daß die ganze Kirchfahrt über ihre Abkanzeleien heult, sonst hat das Volk keinen Respect vor ihren Gaben, und um das zu bewirken, muß einer sich selbst zu rühren verstehen.

Also abgemacht, der Junge mit seinen reizbaren Nerven wird Pastor!“

Ein ungläubiges Kopfschütteln, begleitet von einem halb unterdrückten Seufzer, war die Antwort der Mutter auf diese Auslassung ihres Gatten, was jedoch Wunderlich nicht weiter beachtete. Zu Theophil gewandt, der mehr neugierig als theilnehmend das convulsivische Zucken des Bruders betrachtete, fuhr der Amtmann fort:

„Du sollst morgen, da Du heute Deine Sache so gut gemacht hast, nach dem Müller am Stein wandern. Ich geb' Dir einen Brief mit, darauf wirst Du wohl Geld bekommen. Ist's Gold, so läßt Du Dir sagen, wie viel Agio — verstehst Du? Agio — er nimmt, und merkst Dir das. Ich kenne den Cujon; er schneidet, wo er weiß und kann. Befindet sich Franz dann besser, so gehe ich mit der Mutter zu Buchenmichel's Kindtaufe, sonst nimmt er mir's krumm, denn er ist ein Grobian trotz seiner Redlichkeit. Dahin kommst Du dann nach und holst uns ab. Kannst Dich da gehörig satt essen an Quark- und Käsekuchen, vielleicht auch an Puffer oder Bäbe, die Du Leckermaul so besonders liebst. Hast Du Lust dazu, Schelm?“

Theophil lächelte sehr vergnügt, versprach größte Aufmerksamkeit und wünschte weiter nichts, als daß die Witterung erträglich und das Befinden des Kranken nicht

Besorgniß erregend sein möge. Diese Bitte trug er sogar nach laut hergesagtem Abendgebet, im Bette liegend, kindischerweise noch in einem besondern Nachgebet Gott vor, als den höchsten Wunsch, den er zur Zeit hegte und an dessen Erfüllung ihm auf Erden augenblicklich am meisten gelegen war.

Die Verabredung Wunderlich's mit seinem zweiten Sohne hatte außer der Mutter Niemand gehört, denn Eugenie, die zwar zugegen war, nickte, vom Schlafe überwältigt, und vernahm von der geführten Unterhaltung höchstens einzelne Laute; den Sinn derselben zu fassen, hinderte sie die übergroße Neigung zum Schlafe. Gerade diese Anwesenheit Eugeniens aber ward schuld, daß Niemand von der getroffenen Abrede mehr sprach und des gefaßten Entschlusses auch am nächsten Tage nicht mehr gedacht wurde.

Die Nacht verging erträglich. Franz phantasirte zwar viel, schlug sich mit Räubern und Gespenstern herum, schlief in folge des Fiebers unruhig, erwachte aber am nächsten Morgen doch ungleich munterer. Das Fieber verlor sich noch im Laufe des Vormittags fast gänzlich, mit ihm zugleich verminderte sich die krankhafte Nervenaufregung, und hätte die Mutter es zugegeben, so würde Franz schon am Nachmittage das Bett wieder verlassen haben, was jedoch in Anbetracht der Umstände streng verboten wurde.

Theophil war äußerst liebenswürdig. Er unterhielt seinen Bruder durch Erzählung allerhand wunderlicher Geschichten, wie sie Franz gern hörte und wie er sie bisweilen selbst zu erfinden pflegte, wenn er gerade recht gut bei Laune war. Nebenbei theilte er ihm auch mit, daß er dem Müller am Stein einen Besuch machen und wahrscheinlich Geld für den Vater einkassiren werde.

„Da bekommst Du gewiß ein Trinkgeld als Botenlohn", bemerkte Franz, der ähnliche Aufträge schon früher besorgt hatte; „mir wenigstens hat er beim Fortgehen immer ein paar neue Kreuzer oder zwei schöne Conventionsgroschen in die Hand gesteckt."

Theophil merkte sich das und konnte jetzt kaum die Zeit erwarten, wo der Vater mit dem verheißenen Briefe im Familienzimmer erscheinen würde.

Endlich trat Wunderlich ein. An seiner Unterlippe, die etwas emporgezogen war, konnte man sehen, daß er sich in der glücklichsten Stimmung befand, die noch zunahm, als der Amtmann an dem Aussehen des kranken Franz gewahrte, daß für diesmal keine ernstliche Krankheit bevorstand. Er fühlte wieder den Puls, der ruhiger und regelmäßiger als tags vorher schlug, die Hitze im Kopfe war ebenfalls verschwunden, das Auge hatte seinen gewöhnlichen Glanz, seine frühere Klarheit wieder erhalten.

„Gut", sprach Wunderlich, „die Natur und Deiner Mutter Thee haben die rebellisch gewordenen Nerven zu Paaren getrieben. Jetzt wird noch einmal früh ins Bett gekrochen und morgen kannst Du Dich zur Uebung der Kräfte wieder ein bischen herumbalgen."

Nach einer abermals vom Vater erhaltenen Weisung und einigen auf das zu empfangende Geld bezüglichen Andeutungen machte sich Theophil auf den Weg. Franz, der denselben kannte, auch die Zeit des Aufenthalts beim Müller am Stein mit einrechnete, wußte, daß der Bruder vor Dunkelwerden nicht wieder zurückkommen konnte. Etwa zwei Stunden später verabschiedeten sich auch die Aeltern von den beiden ältesten Kindern, um die Kindtaufe beim Buchenmichel durch ihre Gegenwart zu verherrlichen. Der Amtmann schärfte den Dienstboten noch wiederholt ein, die Hausthür bei Zeiten zuzuschließen, da viel nichtsnutziges Gesindel herumstreiche und erst neulich wieder drei verwegene Gesellen aus dem Gefängniß entsprungen seien. Dann empfahl er Franz Ruhe, ermunterte Eugenie, den Bruder gut zu unterhalten, und verhieß beiden zum nächsten Morgen ein Stück schmackhaftes Kindtaufsgebäck.

Soweit war Alles in bester Ordnung. Franz und Eugenie fühlten sich in ihrer Einsamkeit ganz gemüthlich und beschlossen vorerst, um die Zeit angenehm hin-

zubringen, Poche zu spielen, eine Unterhaltung für Kinder, zu der es nur eines Spiels deutscher Karten und einer Anzahl weißer Bohnen bedarf, um des größten Vergnügens theilhaftig zu werden. Weil aber das Pochespiel zu nur zwei Personen langweilig wird, so requirirte Eugenie als Mitspielerin noch die Kinderfrau des Wunderlich'schen Hauses, die wir Martha nennen wollen und die der Familie des Amtmanns ebenso treu ergeben war als die berühmte Amme des vielerfahrenen Odysseus, dieses spitzköpfigen und schlauöhrigen Königs von Ithaka.

Im Eifer des Spiels achteten die beiden Geschwister nicht auf die Zeit, und da Martha nothgedrungen ebenfalls dabei aushalten mußte, entschwanden auch dieser die Stunden in ungewohnter Schnelle. Erst als es dämmerte und die Spielenden weder die Karten noch die Bezeichnungen auf dem Pochebret erkennen konnten, gedachten sie des hereinbrechenden Abends und der rasch dahingegangenen Zeit.

Man endigte jetzt die Unterhaltung, während Martha Licht holte, einen Arm voll kleingehackten Fichtenholzes in den ungeheuern Bauch des viereckigen Kachelofens schob und die von der sorglichen Mutter vorgeschriebene Suppe für den Leidenden zu kochen begann.

Franz fühlte sich ungleich wohler als vor Beginn des Spiels. Er wünschte sein Lager auf dem harten,

mit steifer Holzlehne versehenen Kanapee zu verlassen, um ein paarmal in dem großen Zimmer auf und ab zu gehen, und da Martha niemals den flehentlichen Bitten der Kinder zu widerstehen vermochte, auch wenn ihr dies scharf verboten war, so glaubte sie nicht Unrecht zu thun, wenn sie dem ja beinahe schon wieder Genesenen die Erlaubniß dazu ertheile.

An der Hand Eugeniens verließ nun Franz das Kanapee, schlüpfte in bereit gestellte warme Filzschuhe und wanderte mit der angenehm plaudernden Schwester selbander verschiedene Male das Zimmer auf und nieder.

„Aber wo bleibt denn Theophil?“ sagte Franz plötzlich, sich des Bruders erinnernd und beunruhigt den Arm der Schwester fester an sich drückend. „Die Sonne ist längst hinter den Bergen versunken, die Feierabendglocke hat geläutet, überall brennen schon die Lichter und Buchenspäne in den Nachbarhäusern, und der Bruder kommt noch nicht. Es wird ihm doch kein Unglück zugestoßen sein?“

Der leicht erregbare Knabe gerieth bei dem bloßen Gedanken an die Möglichkeit eines Unfalls schon in ein heftiges nervöses Zittern, das Zureden der Schwester indeß, die ihm zu Gemüthe führte, daß Theophil wahrscheinlich bei dem Müller aufgehalten worden sei und bei Abend langsamer gehen müsse als am hellen Tage,

beruhigte ihn einigermaßen. Er ward jedoch still, weigerte sich, sein Lager wieder einzunehmen, und schob einen Schemel an eins der schwer zugänglichen breiten Fensterbreter, die von dem an den grauen Wänden herabrieselnden Wasser stets feucht, oft sogar naß waren, und sah hinaus nach dem zwischen Gärten fortlaufenden Fußsteige, welchen Theophil heraufkommen mußte.

Es ward jedoch dunkler und immer dunkler, und der sehnsüchtig erwartete Bruder kam nicht zurück. Graue schwere Wolken bedeckten den Himmel und verwandelten den Abend in frühe Nacht. Der Westwind erhob sich und schüttelte das gelbliche Laub von den Bäumen. Franz stieg herab vom Schemel, erklomm die an der Wand der großen Stube fortlaufende Bank, wo jetzt Martha saß und ein Lied leise summend das Spinnrad fleißig drehte. Von hieraus konnte man einen großen Theil des höher gelegenen Kirchhofs überblicken. Warum sich Franz jetzt gerade diesen Platz erwählte, sagte er nicht, wohl aber blieb er da stehen, ohne auf die Worte der bittenden Eugenie und die Ermahnungen zu hören, die Martha ab und zu einfließen ließ.

Es war kein erfreulicher Anblick, den der betrübte, in seinem Herzen bereits tief erschütterte Knabe da hatte. An die schlecht schließenden Fensterflügel mit den trüben, zerbrochenen und durch dazwischen geschobene Bleistücke

leidlich wieder befestigten Scheiben peitschte der Wind die losen Weinreben, die auf dieser Seite von außen das Haus umrankten. Einzelne unsichere Strahlen des Mondes liefen wie leuchtende Dünste über die Grabhügel, bald eins und das andere der alten, schief stehenden schwarzen Kreuze mit grellem Licht übergießend, bald die hohen Leichensteine am grauen Kirchengemäuer in weißen Glanz tauchend.

Eugenie war schon längst neben dem Bruder auf die Bank geklettert, um zu sehen, was Franz denn eigentlich von dem stieren Hinaussehen in das traurig wüste Wetter der Nacht habe. Jetzt sah sie, daß große Thränen aus den gutmüthigen blauen Augen des Bruders auf seine Wangen herabträufelten, daß ein tiefer Schmerz um seine Lippen zuckte, und daß die Brust unter den bangen Schlägen des kleinen Herzens sich heftig hob und senkte.

„Lieber, guter Franz, was ist Dir? Warum weinst Du?“ redete Eugenie, selbst kaum noch der Thränen sich erwehrend, den Bruder theilnahmevoll an. Ein heftiges, erstickendes Schluchzen war dessen Antwort. Martha fuhr erschrocken empor, stieß das Spinnrad dabei um und hob Franz von der Bank, um ihn jetzt gewaltsam auf sein Lager zurückzubringen.

„Du wirst wieder krank werden, Franz“, sagte die

gutherzige Person, „wenn Du Dich ohne Noth so schrecklich aufregst.“

„Ich will nicht blos krank werden, ich will auch sterben“, versetzte Franz unter immer lauterem Schluchzen. „Wo bleibt Theophil? Weißt Du es, Martha? Verstürzt hat er sich beim Kucks oder ein wilder Hund hat ihn verfolgt und in die Irre gejagt, daß er vor Hunger und Angst verkommen muß! Müßte er nicht längst da sein, wenn ihm nicht etwas Schreckliches begegnet wäre? Es kann auch sein, daß Zigeuner oder Kameel- und Bärenführer ihn aufgegriffen und mit sich fortgeführt haben, denn der Bruder sieht schmuck aus, ist anstellig und gibt gern auf eine Frage Antwort.“

Kaum hatte Franz unter strömenden Thränen diese entsetzlichen Vermuthungen ausgesprochen, als Eugenie in der Angst ihres Herzens nicht nur zu weinen, sondern förmlich zu schreien begann. Die arme Martha, die leider auch keine Heldenseele besaß, trocknete sich ebenfalls schon die Augen, sprach aber den gequälten beiden Geschwistern, die sich jetzt mit den schwärzesten Vorstellungen peinigten, nach Kräften Muth ein und erlangte dadurch wenigstens so viel, daß sie versprachen, ohne durch weiteres Schreien und Toben sich selbst in eine der Gesundheit schädliche Aufregung zu bringen, von jetzt an noch ruhig eine halbe Stunde auf Theophil zu warten.

„Und wenn er in dieser Zeit noch nicht zurückkehrt, was beginnen wir dann?“ fragte Franz. „Das Weinen und Schluchzen wird dann freilich wieder seinen Anfang nehmen, der arme zerschlagene, ertrunkene oder geraubte Bruder aber wird uns damit nicht zurückgegeben.“

Martha wußte der Folgerichtigkeit dieses Raisonnements leider nichts Stichhaltiges entgegen zu setzen. Sie faltete die Hände, sprach still ein Gebet und versuchte das in Unordnung gerathene Gespinnst wieder zurecht zu machen.

„Gute, beste Martha, so gib doch einen Rath!“ flehte Eugenie, die jetzt neben Franz auf dem Kanapee Platz nahm, um sich des Besitzes des einen Bruders wenigstens zu vergewissern. „Wenn nun die Aeltern spät in der Nacht heim kommen, und Theophil ist nicht da?“

„Der Vater stößt sich den Kopf an der Wand entzwei, denn Theophil ist sein Liebling!“ sagte Franz.

„Die Mutter rührt der Schlag bei solcher Nachricht“, ergänzte Eugenie.

„Der ganze Amthof wird ein großes Leichenhaus“, fuhr Franz fort, „denn daß ich nicht am Leben bleibe, wenn Theophil zu Schaden gekommen ist und die Aeltern darüber in die Grube fahren, das weiß ich, und sollte ich mich selber vom Balken in der Scheune herunter auf die Tenne stürzen!“

„Theophil hat sich gewiß nur verspätet", tröstete Martha die abermals in Thränen ausbrechenden Geschwister. „Es kann auch sein, daß ihn der Müller absichtlich zurückhielt, um ihn heimzufahren, denn er macht zuweilen späte Besuche. Also seid vernünftig, weint Euch die Augen nicht roth und macht Euch die kleinen Herzen nicht unnöthigerweise schwer."

Diese Trostesworte der treuen Martha blieben nicht ganz wirkungslos, obwohl die Kinderfrau selbst keinen rechten Glauben hatte an das, was sie gesagt.

Noch gaben sich die Geschwister der zweifelhaften Hoffnung hin, daß alsbald ein Wagen heranrollen und den so schmerzlich ersehnten Bruder ihnen wiederbringen würde, als vom Thurm der nahen Kirche plötzlich die Sturmglocke ertönte.

„Feuer!" riefen Martha und ihre Pflegebefohlenen wie aus einem Munde, während die Blicke aller sich den unverschlossenen Fenstern zuwendeten.

Der mit fliegendem Regengewölk bedeckte Himmel war stark und bis über den Zenith geröthet, indeß bemerkte Martha doch sogleich, daß der Brand nicht im Orte selbst sei, sondern in einem benachbarten Dorfe. Dies beruhigte sie. Bald auch erfuhr man durch Vorübergehende, von denen einige der Kirche zuschritten, um im Thurm bis zur Durchsicht emporzuklimmen, von

wo aus die Gegend einige Stunden weit zu übersehen war, daß zwei große Gehöfte in A. von den Flammen verzehrt würden.

Dieser Zwischenfall gab den Gedanken der trauernden Geschwister für kurze Zeit eine andere Richtung. Da aber inzwischen kein Wagen vorfuhr und es verhältnißmäßig doch schon spät geworden war, überfiel die guten Kinder jetzt die Angst um den verloren geglaubten Bruder mit vermehrter Heftigkeit, und das Weinen und Klagen begann aufs neue so laut, so herzerschütternd, daß auch Martha sich nicht mehr der Thränen enthalten konnte.

In ihrer Angst und Rathlosigkeit rief sie die vom Thurme kommenden Leute an, theilte ihnen das Vorgefallene mit und begehrte ihre Ansicht darüber zu hören.

Wirkliches oder vermeintliches Unglück ist für Ungebildete immer ein willkommener Gesprächsgegenstand. Der Brand der Höfe, der noch immer den Himmel röthete, dazu ein verlaufenes Kind des Amtmanns, das waren zwei Ereignisse, von denen der ganze Ort ein halbes Jahr lang reden konnte. Einzelne begriffen auch die Wichtigkeit dieses Doppelunglücks in seiner ganzen epochemachenden Bedeutung, denn sie bemerkten mit klugem Augenwink, es wäre das ein Fall, der aufgeschrieben und in der Chronik verzeichnet werden müsse. Vor-

erst aber hatte man doch darauf zu denken, das Unglück nicht allzu groß werden zu lassen, sondern die klagenden Kinder zu besänftigen und die Aeltern, die allem Vermuthen nach keine Ahnung von dem Ausbleiben des Sohnes hatten, davon zu benachrichtigen.

Bereitwillig bot ein bekannter Tagedieb, der aber eine Menge schätzbarer Eigenschaften besaß, seine Dienste an. Dieser Mann, in mittlern Jahren, noch unverheirathet, ließ sich überall da brauchen, wo Andere weder Hand noch Fuß rühren wollten. Bald fungirte er als Bälgetreter, damit der Orgel nicht der Odem ausgehe, bald als Läuter der großen Glocke. Dann wieder half er dem Todtengräber, wenn dieser mehr Arbeit hatte, als er allein beschaffen konnte. Auch für den Nachtwächter trat er ein, und als Bettelvogt erwarb er sich sogar wirkliche Verdienste um die Gemeinde, denn furchtsame Bettler aus fremden Orten verscheuchte er durch seine wahrhaft entsetzlich klingende Bärenstimme und durch die abscheulichen Grimassen, die er dabei schnitt, und Widersetzliche fanden in ihm einen Mann, wie er ihnen zu raschem Fortkommen nöthig war, da ihn Mutter Natur mit seltenen Körperkräften ausgerüstet hatte.

Dieser Mann, Namens Spahnzel, gewöhnlich aber seines Gesichterschneidens wegen der wilde Spahnzel genannt, war von Herzen gutmüthig und beleidigte kein

Kind. Wem er wohl wollte, für den wäre er durchs Feuer gegangen. Zu diesen Günstlingen gehörten nun eigentlich alle Kinder des Amtmanns, ganz besonders aber Franz, dem Spahnzel das erste Ritterschwert zugeschnitten, den ersten Dornstock roth gebeizt, ein Paar Schlittschuhe eigener Erfindung verehrt und andere einem tüchtigen Jungen unentbehrliche Dinge mehr gezeigt und verabreicht hatte.

Spahnzel erbot sich auf der Stelle, so schnell seine Beine ihn trügen, zu dem Müller am Stein zu laufen, um dort Erkundigungen über den so unbegreiflicherweise Ausgebliebenen einzuziehen. Innerhalb einer guten halben Stunde versprach er wieder auf dem Amthofe zu sein.

Martha nahm das freundliche Anerbieten des verwildert aussehenden Mannes voll Dank an, eilte zurück ins Zimmer, um die noch immer laut schluchzenden Kinder nach Möglichkeit zu trösten, und legte sich, da auch die Entsendung des gefälligen Mannes nicht alle Besorgnisse der armen Geängstigten beseitigen konnte, auf das Erzählen belehrender Geschichten, die ihre eigenen Aeltern und Brüder erlebt hatten und die sich alle äußerst schlimm anließen, immer aber gut endigten. Damit erlangte sie doch eine Verkürzung der Zeit, auch gewährten diese Mittheilungen den vom heftigen Weinen

müde gewordenen Kindern einige Zerstreuung. Unverdrossen fuhr Martha darin fort, bis Franz und Eugenie, welche Kopf an Kopf gelegt neben einander auf dem Kanapee saßen und sich mit beiden Armen fest umschlungen hielten, still weinend wirklich vom Schlummer überfallen wurden.

Zehn Minuten später klopfte es laut an die verschlossene und zum Ueberflusse noch von innen fest verriegelte Hausthür.

Martha eilte hastigen Schrittes hinaus, fragte vorsorglich, wer noch so spät Einlaß begehre, und vernahm darauf als Antwort die wohlbekannte rauhe Stimme Spahnzel's, der sich ein leises, fast übermüthiges Kichern zugesellte.

Schnell entfernte Martha den Riegel und öffnete unter starkem Herzklopfen die Thür.

„Ihr kommt allein?“ fragte sie schüchtern, kaum athmend.

„Allein komme ich, aber der Theophil lebt noch, Gott sei gelobt! Er sitzt jetzt so warm und sicher wie in Abraham's Schooß. Die da, die's Lachen nicht lassen kann, wie alles Weibsvolk unter zwanzig Jahren, mag sich's um Lust und Freud' oder um Elend und Jammer handeln, wird Euch genauere Nachricht geben. Ich muß fort, Martha, denn ich will nach Mitternacht das Horn

der Sicherheit tuten; also lebt wohl, trocknet Eure Thränen und bringt den Kindern frohe Botschaft, daß die kleinen unschuldigen Dinger nicht schon in so gar jungen Jahren einen Schaden am Herzen erleiden."

Damit kehrte sich Spahnzel um und lief, ohne der Dankesworte zu achten, die Martha ihm nachrief, mit großen Schritten seines Wegs. Die junge Magd dagegen, in deren Begleitung der Tagedieb gekommen war, ließ sich gern nöthigen, der Kinderfrau auf dem Amthofe noch ein wenig Gesellschaft zu leisten; denn sie war gar zu neugierig, in Erfahrung zu bringen, wie es zugegangen sei, daß man den kleinen Theophil, der lustig lachend zwischen Vater und Mutter auf Buchenmichel's Hofe am Tische sitze und sich das Essen schmecken lasse, für verloren oder verunglückt habe halten können.

Die Geschwister schliefen. Auf ihren von der heftigen Aufregung gerötheten Wangen standen einzelne Thränen, auch hob sich bisweilen im Schlaf seufzend die Brust der gequälten Kinder.

Martha bedeutete die lustige und sehr gesprächige Magd des Pfarrers, die mit neugierig forschendem Auge die schlummernden Geschwister betrachtete, welche einander mit den kleinen Aermchen noch immer fest umschlungen hielten, sie möge ja leise sprechen, um die Ermüdeten und so sehr Angegriffenen nicht aufzuwecken.

Aus den Mittheilungen der lebenslustigen Person, die im Taufhause ungewohnten Genüssen sich theilnehmend hingegeben haben mochte, erfuhr nun die geängstete Kinderfrau, daß Theophil schon seit Dunkelwerden und lange vor Beginn der Feuersbrunst an der Seite seines Vaters gesessen habe. Spahnzel hatte zum Glück vom Müller erfahren, wohin der zweite Sohn des Amtmanns nach ausgerichtetem Auftrage sich gewendet, und war, um sich volle Gewißheit zu verschaffen, auf dem Rückwege beim Buchenmichel eingekehrt. Dort hatte er dem Amtmann das inzwischen daheim Vorgefallene in der Kürze erzählt, worauf er sich eiligst auf den Rückweg begab, um die geängsteten Geschwister zu beruhigen. Die Magd setzte noch hinzu, der Herr Amtmann nebst Frau und Söhnlein wären über das Gehörte sehr erschrocken und würden alsbald ebenfalls nach Hause kommen.

Als die Magd sich entfernt hatte, nahm Martha, die ebenso fromm und gläubig als treu und zuverlässig war, das alte, dicke, stark zerlesene Gesangbuch aus einem in der Wand befindlichen feuchten Behältnisse, und schlug das Lied „Nun danket alle Gott" auf. Dann kniete sie neben den schlummernden Kindern nieder, breitete ihre Hände über die blondköpfigen kleinen Schläfer, als wolle sie die ihr Anvertrauten segnen, und las hierauf

still, langsam und andächtig das Lied mit wahrhaft dankerfülltem Herzen von Anfang bis zu Ende. Da Martha sich großer Schriftgelehrsamkeit nicht rühmen konnte, denn sie hatte erst im Dienste des Amtmanns nothdürftig lesen gelernt, so verging darüber eine geraume Zeit. Sie schlug eben das Buch zu, als sie das alte, wacklige Hofthor knarren und gleich darauf den wohlbekannten Tritt ihres Brodherrn auf dem Pflaster hörte.

„Ach, Herr Amtmann, was für Angst haben wir ausgestanden!“ sagte sie beim Erblicken ihrer Herrschaft. „Wie haben sich die Kinder abgehärmt um den Theophil, den sie von Räubern entführt oder irgendwo umgekommen glaubten! Es war auch gar zu schrecklich! Und ich hatte nicht viel zum Trost zu sagen, denn ich wußte ja ebenso wenig wie die Kleinen, wo der Vermißte geblieben sein könne!“

„Wie geht's den Kindern jetzt?“ fragte besorgt die Mutter, während der Amtmann, mit Theophil an der Hand, schweigsam über den Vorplatz schritt.

„Sie schlafen seit einer Stunde. Ich habe sie gut zugedeckt, daß sie sich nicht erkälten können.“

Der Amtmann stand, den Hut noch auf dem Kopfe, schon am Lager der Schlummernden, bedenkliche Blicke auf sie heftend.

„Wer hatte denn zuerst den unglücklichen Gedanken

von Theophil's vermuthlichem Unglück?" fragte Wunderlich jetzt die Magd, Stock und Hut mit einem Seufzer ihr darreichend.

„Franz wurde zuerst unruhig", erwiderte Martha. „Aber auch Eugenie ließ nicht lange auf sich warten. Eine Viertelstunde nach dem Feierabend-Läuten standen sie schon leise weinend neben einander dort auf der Bank."

„Wenn uns der Junge nur nicht krank wird von dieser albernen Aufregung", meinte der Amtmann, besorgt des Knaben brennende Stirn befühlend.

„Wir hätten auch wirklich vorsichtiger sein können", warf die Mutter ein.

„Können! Können!" wiederholte der Amtmann. „Was könnte man nicht Alles! Aber wir nahmen an, Eugenie habe unser Gespräch von gestern mit angehört und wisse, wohin der Theophil vom Müller aus gegangen sei."

Bei diesen etwas hastig und laut gesprochenen Worten erwachten beide Geschwister zu gleicher Zeit. Ein jauchzender Freudenschrei entrang sich ihrer Brust, als sie Theophil lächelnd neben dem Vater stehen sahen.

„Mein herzenslieber Bruder!" rief Franz, vom Kanapee springend und den Wiedergefundenen stürmisch umarmend. „Was habe ich gelitten um Dich! Das Herz thut mir jetzt noch weh, und wenn ich zurückdenke

an diese Stunden der Qual, will es mir ordentlich den Athem versetzen."

„Gott Lob, daß wir Dich wiederhaben!" sagte Eugenie. „Ich lasse Dich gewiß nicht mehr so allein in die Welt hineinlaufen." Auch die Schwester umarmte den Bruder und herzte und küßte ihn unter Thränen.

„Es ist genug", unterbrach der Vater diese Beweise geschwisterlicher Zärtlichkeit. „Macht jetzt, daß Ihr zu Bette kommt, und schlaft Angst und unnütze Erregungen aus, bis Euch die Sonne weckt, sonst kann ich das Vergnügen haben, nächster Tage nach dem Doctor zu laufen."

Die Kinder hatten nichts einzuwenden gegen diese Weisung des Vaters, der innerlich viel bewegter, ja erschütterter war, als er äußerlich merken ließ. Franz ergriff Theophil's rechte Hand, während Eugenie sich an den linken Arm des kleinen Bruders hängte. So führten sie den ihnen Wiedergeschenkten unter fortwährenden Schmeichelworten und häufigen Küssen die Treppe hinauf nach der gemeinsamen Kammer.

Theophil wehrte den Geschwistern nicht. Er gestattete ihnen ganz gelassen die Liebkosungen, welche sie an ihn verschwendeten. Der ganze seltsame Vorfall und das Gebaren der erregten, noch jetzt halb vor Angst, halb vor Freude zitternden Geschwister kam ihm jedoch so unbegreiflich, so außer aller Berechnung

liegend vor, daß er keine Worte fand, weder um den Geschwistern Dank zu sagen, noch ihre Herzlichkeiten in gleicher Weise zu erwidern. Zum ersten Male in seinem freilich noch sehr kurzen Leben mußte Theophil längere Zeit auf den Traumgott warten, der ihn sonst sehr schnell in tiefen Schlummer zu wiegen pflegte.

Sechstes Kapitel.

Auch eine Heilmethode. — Erledigung zweier wichtiger Fragen.

Schon am nächsten Tage war Jedermann im Orte von dem Vorgange auf dem Amthofe unterrichtet. Die Klagen der beiden Geschwister um den verloren geglaubten jüngern Bruder, ihre sich steigernde Angst sprachen laut für die warme, innige Geschwisterliebe, die in beider Herzen lebte. Mancher sonst wenig gebildete und für Gemüthseindrücke selten empfängliche Bauer ward ergriffen und fühlte sein Auge naß werden, wenn er von dem lachenden Spahnzel die wunderliche Geschichte erzählen hörte. Franz mochten alle Bauern gern leiden, weil er mit ihnen sprach, als gehöre er demselben Stande an, und wenn er auch wohl über Einzelnes mehr wußte als die meisten nur sehr spärlich durch die Schule gelaufenen Dorfbewohner, so nahm er doch bei seinen häufigen Besuchen auf den Höfen niemals die Miene eines

Lehrenden, wohl aber regelmäßig die eines Lernenden an. So eignete der Knabe sich mancherlei nützliche Kenntnisse an und ward frühzeitig in allerhand ökonomische Kunstgriffe eingeweiht, auf welche der praktische Landmann größern Werth legt als auf theoretische, dicken Büchern entnommene Weisheitslehren und angepriesene Principien. Der Amtmann erfuhr freilich von diesen immerhin zu beachtenden Fortschritten seines Sohnes nichts, und daher konnte auch dieser nicht mit seinem spielend und eigentlich nur gesprächsweise erlernten Wissen prahlen, was er, selbst wenn sich dazu Gelegenheit gezeigt hätte, wahrscheinlich niemals gethan haben würde, weil Franz von sich selbst am liebsten gar nicht sprach.

Manchen dieser schlichten Leute hielt es nicht in seiner Wohnung, nachdem das Vorgefallene ihm zu Ohren gekommen. Der eine ging in den Stall, um eine Anzahl Eier einzusacken, der andere stieg hinauf in den Taubenschlag und bemächtigte sich des fettesten Pärchens, ein dritter nahm den schönsten Finken, setzte ihn in ein hübsches Bauer, und alle zogen nach dem Amthofe, um dem „braven Pagen" und seiner kleinen Schwester, die beide ein so weiches Herz gezeigt, ein Geschenk zu überbringen, zugleich aber auch Nachfrage zu halten, wie es den wackern Kindern nach so schweren Aengsten und Sorgen ergehe.

Franz erfreute diese ungekünstelte Theilnahme Fremder um so mehr, als er sie weder beansprucht noch erwartet hatte; die noch weichherzigere Eugenie verfiel sogar in neues Weinen, und man hatte Mühe genug, das aufgeregte Mädchen zu besänftigen. Gegen diese Theilnahme der Bauern stach der Ton im Vaterhause seltsam ab. Hier war auf strengen Befehl des Amtmanns, der noch in der Nacht eine lange Berathung deshalb mit seiner Frau gehalten, gar nicht weiter die Rede davon. Theophil ward ebenfalls bedeutet, die Geschwister nicht zu fragen, sondern ganz so zu thun, als sei gar nichts vorgefallen.

Amtmann Wunderlich hatte einen sehr vernünftigen Grund für dieses Verfahren. Die nervöse Reizbarkeit des Aeltesten, an der nicht mehr zu zweifeln war und welche die Mutter wieder mit scharfer Betonung hervorhob, gefiel dem nervenstarken Manne durchaus nicht. Dies ihm fatale Uebel mit der Wurzel und womöglich auf einmal auszurotten, würde er keine Kosten gescheut haben.

„Der Junge soll und darf nicht wissen, daß er Nerven hat", sagte Wunderlich senior ärgerlich. „Wenn dieses zimperliche Wesen um sich greift und alles Andere im Menschen unter sich kriegt, so hat das Geflenne, Erschrecken, Umfallen und Krankwerden ja gar kein Ende.

Also still geschwiegen, partout! Nicht mehr gemuckst von der Narrethei, daß der Junge sich nichts in den Kopf setzt und zuletzt wohl gar sich einbildet, es sei ein großes Verdienst, ein paar Seidel Thränen zu vergießen, wenn ein anderer Junge über die festgesetzte Zeit ausbleibt. Hört er nichts mehr davon, so vergißt er die ganze Geschichte, und das ist auf alle Fälle für ihn wie für uns das Beste."

Die solchergestalt in der wohlmeinendsten Absicht getroffenen Vorsichtsmaßregeln wurden durch die Besuche der Bauern, ihre Nachfragen, ihre bisweilen rührenden Bemerkungen gänzlich paralysirt, und was das Schlimmste war, man konnte ihnen nicht einmal steuern, ohne hartherzig, theilnahmlos zu erscheinen. Das verdroß den Amtmann, der, wenn ihn irgend etwas in unfreundliche Stimmung versetzte, sich vor Fremden gar nicht sehen ließ. Frau Wunderlich dankte den Bauern mit bewegtem Herzen, sagte aber, um dem Befehle ihres Gatten nicht zuwider zu handeln, kein Wort. Sie begnügte sich mit einer raschen Umarmung ihrer Kinder, die eine so merkwürdige Erregtheit, eine so seltsam innige Geschwisterliebe an den Tag gelegt hatten.

Auf Franz machte dies ganze Gebaren einen unauslöschlich tiefen Eindruck. Da Niemand im Amthofe des Vorgefallenen weiter gedachte, der Vater sogar meh-

rere Tage lang in ungewöhnlich hohem Grade verstimmt blieb und ihn stets nur mit mißtrauisch forschendem Blicke betrachtete, glaubte der verschüchterte Knabe sich zusammt seiner Schwester zurückgesetzt. Er versuchte, weil sein Herz ihn dazu trieb, Theophil, um den allein er ja gelitten hatte, zum Sprechen zu bewegen, dieser aber lachte ihm halblaut ins Gesicht und machte sich mit einem scherzhaften: „Ach, dummes Zeug! Wer wird davon viel reden!" aus dem Staube.

Franz kam sich vor wie ein Verwehmter. Wie oft er auch über das Geschehene nachdachte, er konnte nicht finden, daß er unrecht gehandelt hatte. Nur zu große Aengstlichkeit, der indeß die reinste Geschwisterliebe zu Grunde lag, konnte man ihm, wenn hier überhaupt etwas zu tadeln war, vorwerfen.

„Aber die Bauern?" fragte er sich, wenn er abends allein unter den Kastanienbäumen im Hofe oder auf einer der hohen Rüstern saß, deren Laubdach sich über die Gräber ausbreitete. „Die Bauern bemitleideten doch mein geängstetes Herz. Sie fühlten, daß ich von Schmerzen seltener Art gepeinigt werden mußte. Ist denn das Herz eines Bauers empfänglicher als das eines Beamten?"

Solche und ähnliche Fragen quälten Franz tage-, wochenlang. Endlich aber kam der Vorfall auch für ihn

mehr und mehr in Vergessenheit, und da Amtmann Wunderlich mit Vergnügen bemerkte, daß der nervöse Sohn ebenso wenig wie die weichmüthige Eugenie infolge der gewaltigen Gemüthserschütterung erkrankte, so lebte er der festen Ueberzeugung, sein Verfahren sei ein heilsames gewesen, und ganz allein auf solche Weise lasse sich eine so undefinirbare Krankheit wie Nervenschwäche rasch und aus dem Grunde kuriren.

Von dieser Zeit an machte sich eine Veränderung in Franz' Charakter bemerkbar. Sonst war er immer lustig, voll Schelmereien, allerhand kindlicher, auch wohl kindischer Einfälle gewesen, und einem Vergnügen entzog er sich ungern. Jetzt ward er ernst, schweigsam; Vergnügungen, Spiele, wie Kinder, finden sich deren mehrere zusammen, sie immer angeben, vermied er, und selbst einen Vorschlag zu geselliger Zerstreuung zu machen, fiel ihm vollends nicht ein.

Theophil, der dies mit einiger Verwunderung gewahrte, behandelte Franz aufmerksam, aber äußerst förmlich. Wenn beide junge Brüder mit einander sprachen, hätte man sie für ein paar Prinzen halten können, denen ihre Hofmeister als erste Lebensregel eingeprägt, daß man nie sich gehen lassen dürfe, sondern immer freundlich-kühl, gemessen, aber äußerlich höflich bleiben müsse.

Die Mutter, welcher diese Verwandlung nicht gefallen wollte, schüttelte dazu seufzend den Kopf, den Amtmann dagegen erfreute sie.

„Meine Radicalkur ist's", sagte er mit triumphirendem Selbstbewußtsein. „Ohne diese vortreffliche Kurmethode wäre der Franz sein Lebtage ein Näselfriede und träumerischer Pinsel geblieben. Jetzt ist er von der albernen Modekrankheit des neunzehnten Jahrhunderts, der Nervenpimpelei, wie ich sie heißen würde, hätte ich jemals mit Aesculap mich herumzuschlagen Drang in mir gespürt, vollkommen geheilt. Gib Acht, Frau, ich mache Dir nunmehr aus dem Jungen, was ich will. Und so muß es sein! Der Mensch ist ein Thonklumpen, der sich kneten und formen läßt von Welt, Zeit und Schicksal, wie sich's gerade paßt. Das gibt dann Individuen, die in allen Sätteln gerecht sind. Franz hat jetzt das Zeug dazu, um ein Theolog nach dem neu zugeschnittenen Leisten, ein sogenannter Rationalist zu werden. Mir recht, obwohl es meinem Dafürhalten nach ganz auf eins hinauskommt, ob einer das liebe Gotteswort rationalistisch gebacken, das heißt schlicht, ohne Zucker, Zimmt und Kardamom, oder orthodox zugerichtet, will sagen, mit Rosinen und recht dickem, figurenreichem Zuckerguß überkleistert, seinen Zuhörern in den gläubig geöffneten Mund prakticirt. Selig wird das

Volk so wie so, wenn es nur nicht mehr bekommt, als es geistig verdauen kann."

Dem Ausdrucke der Mienen nach, welche die Frau Amtmännin zeigte, schien diese ihres Gatten so zuversichtlich ausgesprochene Meinung nicht zu theilen. Gar keine Ahnung von den Plänen des Vaters hatte Franz, der, ganz sich selbst überlassen, führerlos sich einen Weg zu bahnen begann, welcher sehr bald schwere Bekümmernisse über ihn bringen sollte.

Vorerst indeß fiel es dem vielbeschäftigten Amtmann nicht ein, mit seinem Aeltesten über dessen Zukunft und Bestimmung zu verhandeln. Er sah nur auf pünktliche Abhaltung der Lehrstunden und war zufrieden, wenn sein Söhnlein in diesen die ihm aufgegebene Lection wußte. Wie lange dem Lernenden das Gedächtniß treu blieb, erfuhr er freilich nicht, er würde sonst, wie er zu sagen pflegte, höchst wahrscheinlich eine andere Tonart angeschlagen haben. Denn mit dem Behalten des Gelernten sah es bei Franz' Zerstreutheit und seiner Gemüthsverstimmung übel genug aus.

Inzwischen machten sich die ersten Anzeichen des herannahenden Winters bemerkbar. Das war für die Familie des Amtmanns immer ein höchst wichtiger Zeitabschnitt; denn nicht allein gab es da zehnerlei Anordnungen zu erlassen, von denen bisweilen eine die andere

wieder aufhob, es mußten auch die wichtigen Fragen, mit denen sich seit der unzeitigen Lüsternheit Frau Eva's schon die weisesten Männer aller Zeiten beschäftigt haben und die noch jetzt allen Volksbeglückern, welcher politischen Couleur sie auch angehören mögen, viel Kopfzerbrechen machen, die Fragen: Was werden wir essen? Was werden wir trinken? Womit werden wir uns kleiden? gründlich erörtert werden.

Der freundliche Leser glaube beileibe nicht, daß diese Fragen sich leicht hätten beantwort enlassen. Die Regentschaft im Amthofe lag in den Händen zweier Persönlichkeiten, die zwar zusammen ein Ehepaar machten, als Ehepaar ein musterhaftes Leben führten, indessen doch nicht jederzeit und in allen Dingen zu ganz gleichen Anschauungen sich erheben oder herablassen konnten. Amtmann Wunderlich — das wissen wir bereits — war ein Hartkopf und seine Frau Gemahlin, wenn es galt, dem geliebten Gatten in Angelegenheiten, welche sie besser zu verstehen glaubte, die Stange zu halten, ein kleiner lockenumhüpfter Schlaukopf. Es mußte also geschickt manövrirt, elegant disputirt, fein manipulirt und spitzfindig diplomatisirt werden, wenn die Frau Amtmännin ihren Willen bekommen, der Amtmann aber glauben sollte, es sei einzig und allein nach seinem Kopfe gegangen. Und dies Diplomatisiren verstand die Frau so

aus dem Grunde, daß sie regelmäßig ihre Absicht durchsetzte.

Am schwierigsten konnte man sich im Amthofe über die Eß- und Trinkfrage einigen. Der Amtmann war durchaus kein Kostverächter, nur gab er nicht gern viel Geld, selbst nicht für Delicatessen aus. Die Frau Amtmännin meinte dagegen, wer gut essen wolle, müsse auch etwas drauf gehen lassen, „denn" — pflegte sie zu sagen — „es ißt sich gut und ißt sich gern, und aus nichts wird nichts!"

Das begriff der Amtmann vollkommen, dennoch blieb er lange heftiger Opponent der im Auffinden von Vermittlungsvorschlägen ganz unerschöpflichen Frau. Hatte man aber beiderseits Alles erwogen, so behauptete regelmäßig die kleine resolute Frau das Feld. Es wurden, wie dies von jeher geschehen war, seit die Familie Wunderlich den Amthof bewohnte, ein paar Schweine ins Haus geschlachtet, es ward die seit Jahren übliche Quantität Wein eingenommen und andere Kleinigkeiten mehr, und vergnügt trällernd, mit dem Schlüsselbunde rasselnd, klapperte die siegreiche Frau auf ihren kleinen Saffianpantöffelchen aus der Amtsstube in das feuchte Wohnzimmer zurück, um jedes ihrer Kinder zu umarmen und der treuen Martha zuzuraunen, daß Alles beim Alten geblieben sei, es mithin weder an Schinken und Speck-

seiten, noch an Würsten, Gallert und gepreßtem Schweinskopf jemals fehlen werde. Der Amtmann aber war auch zufrieden, denn ihn freute es, bei doch vermehrtem Hausstande mit dem früher Bewilligten durchzukommen. Und während seine Frau vor Lust trällerte und den Pantoffel stärker als gewöhnlich klappen ließ, rieb der Amtmann sich vergnügt die Hände ob der glücklich errungenen Ersparniß. Beide hielten sich, wie das ja auch bei berühmten Feldherren in welthistorischen Schlachten vorzukommen pflegt, für Sieger, beide fertigten in diesem Sinne Depeschen ab. Letztere wurden indeß seitens des Amtmanns nur in sein Rechnungsbuch kurz und ihm ganz allein verständlich eingetragen.

Schneller ward die Kleiderfrage erledigt, weil die Interessen hier getheilte und zwar gleich getheilte waren. Um die „Fahnen der Weiber" kümmerte sich der Amtmann gar nicht. Er gestand willig ein, daß er in diesem Genre ein Erzignorant sei. Die Frau Amtmännin hatte mithin vollkommen freie Hand hinsichtlich der Kleiderstoffe, nur durfte sie nicht kostbare Zeuge anschaffen.

Dafür ließ sich der Amtmann wiederum auch nicht die allergeringsten Vorschriften machen in Bezug auf die Kleidungsstücke, die er sich selbst und seinen Jungen auf den Leib schaffen wollte, und da wich der Geschmack des

gelehrten Mannes oft genug weit ab von dem seiner kleinen Frau.

„Billig und dauerhaft", so lautete das Schiboleth Vater Wunderlich's, wenn es galt, Kleider für sich und die Söhne zu kaufen. In seiner amtlichen Stellung fehlte es ihm nicht an vielfachen Bekanntschaften unter Solchen, welche Kleiderstoffe aller Art in großer Menge fabricirten. An diese wandte sich Wunderlich, besichtigte die Stoffe, suchte sich das Billigste und Dauerhafteste aus und kaufte dann gleich im Großen fürs ganze Regiment.

Es ist sehr schade, daß die im Kopfe des Amtmanns Wunderlich entsprungenen Moden durch die Ungunst der Umstände keinem Modejournal einverleibt worden sind. Eigenthümlich war der Schnitt, eigenthümlich der Stoff. Aber unser Alles nivellirendes Zeitalter will ja nichts mehr von Eigenthümlichkeiten hören, darum ist es wohl gut gewesen, daß Wunderlich's Kleidermoden der Nachwelt nicht aufbewahrt worden sind.

Gewöhnlich ward Beinkleid, Weste, Jacke oder Rock, zuweilen sogar auch die Mütze aus einem und demselben Stoffe hergestellt, und da der Amtmann als ein Mann ohne Vorurtheile sich nichts daraus machte, Andern, also auch seinen eigenen Kindern mit gutem Beispiele voranzugehen, so legte er ebenfalls die nämliche Kleidung an.

Im Sommer sah man demnach den stattlichen Mann nebst Söhnen ganz blitzblau oder grasegrün oder pfefferkuchenbraun oder chokoladefarben oder endlich mäusegrau über Felder und Wiesen steigen, und da der kleinste Wunderlich immer vorangehen mußte, der Amtmann aber den einfarbigen Zug regelmäßig beschloß, so hatten Spaziergänge, welche vor der Thür des Amthofs ihren Anfang nahmen, eine merkwürdige Aehnlichkeit mit denen der Alumnen verschiedener geistlicher Orden in Rom, an deren Spitze auch immer die Kleinsten stehen.

Die Winterkleider waren jederzeit von denselben Stoffen, nur ließ zur Abhaltung der Kälte beim Eintritt des Winters der Amtmann für sich und seine Jungen die stets auf reichliches Wachsthum eingerichteten Kleider mit dickem Fries füttern, der im Frühjahr wieder herausgenommen ward.

Den größten Verdruß machte dem praktischen Manne das Schuhzeug der Söhne. Wie sehr er sich auch den Kopf zerbrach, hier eine Erfindung auszuklügeln, die seiner Kasse ersprießlich sein möchte, recht glücken wollte es damit nicht. Selbst ein sehr reeller Hufeisenbeschlag, den wirklich der Hufschmied für die Stiefelabsätze der vielverbrauchenden Jungen im Amthofe besorgen mußte, leistete nicht ganz die erwarteten Dienste. Der Amtmann mußte sich seufzend in die unabänderlich harte

Nothwendigkeit fügen und sann auf eine andere Sparmethode. Bald hatte er diese auch ermittelt. Es gelang ihm nämlich, daß der Dorfschuster, ein Mann von sehr durabler Pfriemenführung, nicht aber von feinem, elegantem Geschmack, bei einer Bestellung von einer Anzahl Paar Stiefel beträchtlich billigere Preise stellte. Amtmann Wunderlich besann sich keine Sekunde. Franz ward zu Meister Klotzig geschickt, mußte den festen Arbeiter in Rinds- und Kalbsleder sogleich mitbringen und der erstaunte Meister erhielt vom Amtmann Befehl, ihm Maß zu nehmen, nach diesem Maße aber so bald wie möglich eine volle Mandel, also fünfzehn Paar Stiefel vom derbsten Leder, das sich auftreiben ließ, zu verfertigen.

So geschah es. Die kleine Frau wagte zwar leise Einwendungen zu machen und bestritt die Zweckmäßigkeit dieses massenhaften Stiefelankaufs, indem sie meinte, das Leder mehr als eines Paares werde von selbst morsch werden und brechen, weil der Amtmann doch unmöglich so viele Stiefel auf einmal tragen könne; sie ward jedoch streng zur Ruhe verwiesen mit der Bemerkung, es schlage dies ganz und gar nicht in ihren Ressort. Amtmann Wunderlich erhielt demzufolge sein Regiment Klotziger Stiefel, freute sich dieses charmanten Reichthums, mußte es aber freilich erleben, daß er zu seinem

größten Entsetzen nach Verlauf einiger Jahre zwei Paar in einer einzigen Woche dergestalt abtrug, daß die Fetzen ihm buchstäblich von den Füßen fielen.

Darauf ließ er den Meister holen, zeigte ihm die schändlichen Ausreißer und sagte hitzig zu ihm:

„Weiß Er, was Er ist? Ein Esel, ein erzdummer Esel! Das kann er schriftlich haben, wenn Er will, mit sammt dem Amtssiegel drunter. Guten Morgen, jetzt kann Er gehen!"

Von dieser Zeit an ließ sich Wunderlich nie mehr als ein Paar Stiefel machen, die er dann so lange trug, bis kein Draht mehr hielt und kein Seitenfleck darauf mehr anzubringen war. Das nannte der weise Amtmann die rechte Sparsamkeit und erlaubte sich Zweifelnden den Beweis zu liefern, daß unter den Nachkommen der Leviten, die in Geldangelegenheiten die ganze Welt beherrschen, obwohl sie ein Volk ohne Land sind, nicht halb so viel klingende Münze vorhanden sein würde, hätten diese Weisen aus dem Morgenlande nicht das kluge Princip angenommen, daß es den Mann und Jüngling weit mehr ehre, wenn er auf zerlotterten und schiefen Sohlen einherschreite, als wenn die Börse zerlottert sei und jeder Wind naseweis durch die schäbigen Maschen pfeife.

Siebentes Kapitel.

Der Krystallpalast.

Es hatte die ganze Nacht geweht. Am Morgen, als der erste Dämmerschein des erwachenden Tages durch das von Jelängerjelieberranken umsponnene Fenster in die Kammer drang, wo die Kinder schliefen, vernahm Eugenie einen Ton, der ihr Herz höher schlagen machte. Sie sprang unverweilt aus dem Bett, hüpfte auf ihren weißen nackten Füßchen über die unebene schadhafte Diele und blickte neugierig hinaus auf den nahen Kirchhof. Ein feiner weißer Schleier breitete sich über die Gräberreihen, umhüllte die schwarzen Kreuze, und in der Luft tanzten Millionen dünner Krystalle.

Eugenie trat vom Fenster zurück an das Bett des ältesten Bruders, der noch mit geschlossenen Augen unter der Decke lag.

„Schläfst Du, Franz?“ fragte die Schwester.

„Ja", erwiderte dieser, ohne die Augen zu öffnen.

„Guck 'mal ins Freie", fuhr Eugenie fort, „es schneit."

„Schneit?" wiederholte Franz, sprang auf, eilte ans Fenster und wischte die angelaufenen trüben Glasscheiben mit der Hand ab. „Wahrhaftig, und noch dazu fein wie Gries. Das gibt einen tüchtigen Winter. Ob's auch gefroren hat?"

„Etwas gewiß", erwiderte Eugenie, sich nochmals in die wärmende Hülle einwickelnd, welchem Beispiele auch Franz folgte. Der Wind pfiff inzwischen am Fenster, der Schnee prickelte an die Fensterscheiben, die Ranken des Jelängerjeliebers oder, wie der Volksmund das wohlriechende Gesträuch nennt, der Rose von Jericho. schlugen und feilten an dem Gemäuer, was Alles sich im warmen Bette sehr angenehm anhörte. Für die Kinder des Amtmanns war überhaupt die erste Frühstunde vor dem Aufstehen eine der glücklichsten des ganzen Tags. Sie konnten sich dann ungestört unterhalten, Pläne machen, Spiele besprechen, an Phantasiegebilden sich nach Herzenslust ergötzen. War dies ergiebige Thema erschöpft, so gewährte die Decke der Kammer reichen Stoff zu fernerer Unterhaltung. Diese Decke bestand aus Holz, aus einfachen Bretern, welche quer über eine Anzahl Balken genagelt waren. Wie die Wände der Kammer und aller

übrigen bewohnten Räume des Amthofs, war auch die Decke mit Kalk beworfen und dann überweißt. Dieser Kalkbewurf mit dem durch eine Beimischung von aufgelöstem Lackmus etwas bläulich gefärbten Ueberzuge bildete an allen Falzen der Breter eine Menge unregelmäßiger Figuren, aus denen nun die Phantasie der Kinder beliebig und wie gerade jedem die Kalkkleckserei ins Auge fiel, allerhand Wundergeschöpfe machte. Da gab es predigende Pastoren mit Buckeln und unermeßlichen Zöpfen, Bürgermeister und Potentaten, welche Halskrausen, Krone und Scepter trugen, zugleich aber statt der kühn gebogenen, entschlossenen Nasen rüsselartige Verlängerungen. Die Kinder überboten sich in Erschaffung neuer Gestalten, namentlich bethätigte Franz eine ebenso schöpferische wie burleske Phantasie. Seine Gebilde waren stets neu, drollig, oft witzig, ja nicht selten voll beißender Satire. Es gab in der ganzen großen Wunderlich'schen Verwandtschaft keine einzige Persönlichkeit, die er nicht aus den Kalkklecksen an der Decke des Schlafgemachs herausfand, um der einen dieses, der andern jenes lächerliche Anhängsel zu geben.

Auch an dem erwähnten Morgen ergötzten sich die Geschwister einige Zeit an dieser unterhaltenden Bildergallerie über ihren Häuptern, bald aber horchten sie wieder auf das Pfeifen des Windes, das Rieseln des Schnees

und entwarfen Pläne, an welcher Stelle wahrscheinlich die beste Bahn für das Vergnügen des Schleifenfahrens und für Anlegung einer langen, breiten und sichern Glitsche zu ermitteln sein werde.

Theophil, der etwas später erwacht war, hatte schweigsam und ohne sich zu rühren eine Zeit lang dem berathenden Geplauder seiner Geschwister zugehört. Ihn verdroß es, daß sie gar keine Notiz von ihm nahmen, daß weder Bruder noch Schwester ihn riefen und die wichtige Neuigkeit vom ersten Schneefall, die so viele Freuden eigenthümlicher Art verhieß, ihm mitgetheilt hatten. Da plötzlich richtete sich der Erzürnte, so unverantwortlich Vernachlässigte in seinem Bett auf, schnitt den Geschwistern ein grimmiges Gesicht und sagte:

„Aetsch, diesmal gibt es weder Glitsch- noch Rutschbahn!"

Dann lachte Theophil und steckte das Gesicht wieder ins Bett.

„Was fällt Dir ein, Theophil?" erwiderte Franz. „Warum sollte es denn keine geben? Der Schnee wird reichlich fallen in diesem Winter, und wenn Schnee und Eis zureichen, kann es auch niemals an Glitschen und Bahnen für Schlitten und Schleifen fehlen."

„Vater hat gesagt, er dulde es diesmal nicht", kicherte Theophil.

„Weshalb denn?“

„Weil Du zu viel Stiefelsohlen durchrutschtest.“

„Nicht mehr als Du“, entgegnete Franz ärgerlich.

„Und weil Du alle Zeit auf dergleichen nutzlose Fertigkeiten verschwendetest und dann noch weniger capirtest als jetzt.“

Zornesröthe dunkelte das Gesicht des reizbaren Franz. „Na warte“, sagte er, die Hand drohend gegen den jüngern Bruder ballend, „das will ich Dir gedenken. Wahr' Deinen Fuchspelz, daß ich ihn Dir nicht blau färbe!“

Theophil lachte. „Es ist aber doch wahr!“ rief er betheuernd. „Ich hab's gehört, wie Vater sich mit dem Pastor besprach. Du seiest ein Faulpelz, hat er gesagt, und wenn das so fortginge, würde aus Dir nichts als ein Batzenstreicher oder ein Brezeljunge.“

Die lieblose und lieblos hingeworfene Aeußerung des jüngern Bruders, Franz sei zu nichts tauglich, würde ohne Zweifel zu einem malerischen Zweikampfe geführt haben, hätte nicht die laute Stimme des Vaters, dessen feste Schritte sich auf dem Vorplatze hören ließen, die aufwallende Kampfeslust des schwer beleidigten Franz niedergehalten. Der Amtmann erkundigte sich nach den Kindern und fügte, nachdem die Mutter ihm Antwort gegeben, hinzu, sie sollten sich schnell in Anzug werfen,

denn er hätte heute für die ganze Klerisei alle Hände voll zu thun."

„Ich weiß, was es gibt", sagte mit wichtiger Miene Schwester Eugenie.

„Nun was denn?" fragte Franz, der irgend einen unerquicklichen Auftrag ahnte, denn er wußte, daß ein völlig neues, frisches Leben des Vaters Adern durchrieselte, wenn der Winter mit Entschiedenheit sich einstellen wollte. Während er für gewöhnlich fast ausnahmslos nur in seinem Arbeitszimmer beschäftigt war und ganz und gar seiner Amtsthätigkeit lebte, machte er sich bei Eintritt scharfen Frostes gar zu gern in Schuppen und Ställen, im Keller und auf Böden zu schaffen.

„Die Aepfel werden wir einpacken sollen", bemerkte Eugenie.

„Wohl möglich", sagte Franz. „Wenn es nach Sicherung des Obstes nur nicht auch an das Herabnehmen der Würste und Schinken im Schornsteine geht! Da heißt's gewöhnlich: Marsch hinein, Franz, Du kannst klettern wie eine Katze! Und kommt man dann schwarz wie ein Schornsteinfeger wieder zurück von dieser Fahrt in den Rauchfang, so braucht man für Spott und Scheltworte nicht zu sorgen."

Theophil kicherte wieder.

„Lachst Du mich schon wieder aus?“ wandte sich Franz mit heftiger Geberde zu dem Bruder.

„Ich lache für mich und zu meinem Vergnügen“, erwiderte Theophil trotzig. „Muß ich Dich etwa erst um Erlaubniß fragen?“

„Heda, Kinder!“ rief die Stimme der Mutter. „Wie lange unterhaltet Ihr Euch denn heute im Bett? Geschwind herunter! Der Thee wird kalt und der Vater hat für Euch zu thun. Es schneit. Im Wohnzimmer fangen schon die Fenster an zu frieren.“

„Thee! Also es gibt heute Thee!“ sprach mit vielsagendem Blick auf Eugenie der von dieser Nachricht wenig erbaute Franz.

Theophil machte gleichfalls ein langes Gesicht und wiederholte geringschätzig: „Thee! Ja, wenn's Thee gibt, wird es auch Winter!“

Zur Erklärung dieser auffällig scheinenden Aeußerungen der Geschwister muß eingeschaltet werden, daß in der Regel nur die Aeltern Thee und zwar merkwürdig dünnen Thee ohne jede versüßende Zuthat früh am Morgen zu genießen pflegten. Die Kinder erhielten Suppe aus Roggenmehl, ein gesundes und kräftiges Essen, das indeß auf die Dauer den Geschmacksnerven der Kleinen nicht recht behagen wollte, weil erwähnte Morgenkost paradiesisch einfach zubereitet ward. Im Winter pflegte man

auf Wunderlich's Vorschlag bald Thee zu trinken, bald wieder zur nährenden Suppe sich zu wenden. Um aber möglichst zu sparen und zugleich die Gesundheit fördern zu helfen, verordnete der Amtmann zum Morgentrank für das ganze Haus Thee aus getrockneten Schlüsselblumen. Diese Blumen mit ihren hellgelben, wohlduftenden Blüten wuchsen in den nahen Gebüschen rund um das Dorf in außerordentlicher Menge, waren für gar nichts zu haben und wurden deshalb von den Kindern des Amtmanns im Frühjahre massenhaft eingesammelt. Ein Aufguß kochenden Wassers auf eine Quantität solcher getrockneter Blumenkelche bereitete den kunstlosen Thee, der nun freilich in dieser Zubereitung eher widerwärtig als angenehm schmeckte. Einspruch gegen den Befehl des Amtmanns war indeß nicht gestattet und so mußte denn das schlecht mundende Gebräu von Jedermann genossen werden, und zwar mit äußern Zeichen innerlichen Wohlbehagens, denn Vater Wunderlich trank diesen merkwürdigen Thee ganz allein leidenschaftlich gern.

Das uns schon zur Genüge bekannte Familienzimmer des Amthofs zeigte sich jetzt in seiner ganzen romantischen Herrlichkeit. Es mochten fünf bis sechs Grad Kälte im Freien sein, der scharfe Nordostwind aber, welcher dichte Schneewolken vor sich herjagte, hob diese Kälte wohl fast auf das Doppelte. Obgleich nun die Fenster

des Familienzimmers nicht unmittelbar dem Winde ausgesetzt waren, blieb er doch keineswegs wirkungslos auf dieselben. Die nie schließende Thür hing, wie es schon seit Jahren üblich war, auch jetzt nur nothdürftig in ihren Angeln, und damit man nicht genöthigt war, bei ganz offener Thür zu sitzen, hatte die Kinderfrau in vorsorglicher Aufmerksamkeit ein Tau an der Klinke befestigt, das sich auf einem in der Wand befindlichen Haken festschlingen ließ. Die Fenster zitterten unter den Stößen des Windes, und auf die Fensterbreter, deren allzeit feuchter Untergrund bereits mit schön glänzendem Eis überzogen war, beutelte der Wind durch die vielen Ritzen feine Schneewehen und baute sie in gar zierlichen Gebilden auf. Im Ofen brannte zwar ein Feuer, wie es sonst nur in Backöfen unterhalten zu werden pflegt, wie stark man aber auch heizte und die Glut immer von neuem wieder anfachte, eine wirklich gemüthliche Wärme ließ sich in dem weiten, auf allen Seiten undichten Wohnraume doch nicht erzielen.

Mochte nun auch ein fortgesetzter Aufenthalt in diesem sogenannten Wohnzimmer nicht zu den Hochgenüssen des Lebens gehören, interessant und eigenthümlich in hohem Grade war jedenfalls der Anblick der daselbst residirenden Familie. Wer den Mund öffnete, der stieß Dampf aus, denn die sehr niedrige Temperatur der Luft

ließ den Athem in Gestalt wirbelnder Rauchsäulen vor Jedes Munde aufsteigen. Man glaubte deshalb beim ersten Tritt und Blick in dies kostbare Wohnzimmer eine mit Eifer Tabak qualmende Familie zu sehen.

Die jungen Wunderliche, die sich auf irgend eine Weise zu erwärmen verstanden, beschwerten sich indeß nicht über diese Scheune, Beweis genug, daß sie alle höchst zufriedene Naturen waren. Der Winter im Amthofe hatte nämlich ganz wie der Sommer seine wunderbaren Herrlichkeiten, Herrlichkeiten, die man in andern gewöhnlichen und prosaisch construirten Häusern vergebens gesucht haben würde.

Zwei Tage Frost genügten schon, sämmtliche Fenster dicht zufrieren zu lassen. Es wuchsen köstliche Eisgewächse auf diesen klassischen Scheiben. Bald schossen aus breiten Sumpfgräsern schlanke Palmenstämme auf, bald riesige Farren; eine Auswahl der seltensten Orchideen zeigte jedes Fenster. Kurz, es war ein Wintergarten eingerichtet, ehe man es wußte, und so billig, daß man wirklich in Erstaunen gerathen konnte. Von der starken Feuchtigkeit, welche sämmtliche Wände aushauchten, bildete sich bald auch krystallartiger Schneeaufsatz an den Scheiben, der sich bei lang anhaltendem Frost auf die Wände selbst erstreckte und diese zum Theil mit schimmernden Krystallgebilden überdeckte. Die Fenster selbst froren nach und

nach so fest zu, daß auch der heftigste Wind durch mehr als zolldicke Eislagen keinen Zutritt in das so gesicherte Zimmer fand. Jedes Fensterbret bildete einen Gletscher en miniature, auf denen die glücklichen Kinder selbstgeschnitzte Menschlein herumsteigen ließen, in die sie mit stumpfen Messern kunstreiche Wendeltreppen und Tunnel meißelten — und die ihnen zu andern schönen und unterhaltenden Eisspielen mehr Veranlassung gaben.

Dem Amtmann waren diese und andere Eigenthümlichkeiten seiner Amtswohnung hinreichend bekannt, und eben deshalb dachte er bei Zeiten daran, einige damit verbundene Störungen nicht zu störend werden zu lassen. Das Familienzimmer machte ihm wenig Sorge, schon darum nicht, weil hier gar keine Vorkehrungen etwas nützen konnten. Es gab noch andere Räume in dem weitläufigen Gebäude, welche sich gleicher Vorzüge mit dem Wohnzimmer rühmten. Glücklich um den Preis mit diesem rang namentlich der über die ganze Länge und Breite des Amthofs sich erstreckende Bodenraum, welcher in seiner größern Hälfte zu einem Schüttboden für Getreide benutzt ward. Ein nicht unbeträchtlicher Theil des amtlichen Einkommens bestand nämlich in Rohprodukten, die von jedem Haus- und Hofbesitzer, je nach der Größe seines Besitzes, dem Amtmann als eine Art Zehnt geliefert werden mußten.

Eine Seite des Schindeldachs in dieser Musterwohnung befand sich jederzeit im Zustande der Hinfälligkeit, die nie ihre Schwächen deutlicher zeigte als im Winter. Und hier war es, wo Vater Wunderlich der Hände seiner Kinder sich bediente, damit, wie er wohl zu sagen pflegte, das liebe Brod ihm nicht auf dem Boden verwese, noch ehe es in den Backofen geschoben werden könne.

Die lieben Kleinen, das heißt Franz, Eugenie und Theophil, schlürften und schluckten noch an der zweiten Tasse des befohlenen Göttertranks, genannt Himmelschlüsselthee, als der Vater bereits eintrat. Die Laune war sehr gut, wie die Unterlippe zeigte. Er rieb sich vergnügt die Hände, denn er kam geradeswegs aus dem Holzschuppen, wo er eine Anzahl alter Breter zusammengesucht und nebenbei zu seinem Privatvergnügen Holz aufgestapelt hatte. Er hielt viel auf die Erquickung des Menschen durch Kälte, weil ihm persönlich diese Erquickung ausnehmend gut bekam.

„Nun geschwind, Kinder", redete er nach empfangenem Morgengruß in bester Stimmung die Thee vertilgende Gesellschaft an, „marsch hinauf auf den Boden! In einem Müllerbeutel kann's nicht schöner aussehen wie heute auf meinem Kornboden. Das ganze Dach scheint ein Sieb zu sein. Binnen ein paar Stunden können

wir Schlitten fahren, wenn wir die morschen und durchlässigen Stellen nicht bei Zeiten verstopfen. Ich hab' Alles schon parat gelegt, Breter, Matten und der Mutter Bettschirm. Hoffentlich wird Niemand von uns krank und wir brauchen ihn deshalb nicht. Wo ich hinreichen konnte, habe ich die Getreidehaufen schon überdeckt. Aber oben am Dache, gerade in der Nähe des Schornsteins, sitzen die schlimmsten Löcher. Da hinauf müßt Ihr Jungen. Also geschwind hinauf auf die Balken!"

Es half kein Widerstreben. Franz und Theophil mußten den Vater nach dem Oberboden begleiten. Hier stiegen sie mit Hülfe des nachschiebenden Amtmanns auf die querlaufenden Balken, welche das Gesperre verbinden und halten, krochen wie die Katzen auf allen Vieren nach den schadhaftesten Dachstellen und stopften nun nach Anleitung des beobachtend daneben stehenden Vaters die zahlreichen Lecke in der Schindelbedachung, durch welche mehlfeiner Schneestaub in weißlichem Glanz hereinfiel und bereits mehr als einen der ausgebreiteten Getreidehaufen mit blinkendem Schleier zu bedecken begann.

Diese Arbeit war ihrer langen Dauer wegen für beide Brüder keine angenehme; denn wenn auch die lebhaften Jungen sehr gern kletterten und die gefährlichsten Uebungen in dieser schönen Kunst ihnen gerade

die liebsten waren, so fanden sie doch in dieser Art des Balkenreitens unter Beaufsichtigung des Vaters keinen Genuß. Einmal hatte der sparsame Amtmann das Heil der Unaussprechlichen seiner Söhne gar zu sehr im Auge und gab ununterbrochen Winke, um diese kostbaren Hüllen nicht in die Brüche gehen zu lassen. Dies hinderte jede beliebige, ungenirte Bewegung. Sodann froren die armen Schelme ganz erbärmlich und sahen bald aus wie gesottene Krebse. Die Finger wurden ihnen steif und zuletzt kam die Kälte beiden mit solcher Heftigkeit unter die Nägel, daß der Amtmann ein Ende machen mußte.

„Wamst Euch tüchtig", sagte er, die Jungen eigenhändig herabnehmend, deren verklammte Finger ganz steif geworden waren. „Es hilft nichts besser gegen den Frost als recht starke Bewegung. Merkt Euch das, so könnt Ihr nie in Gefahr gerathen, zu erfrieren, selbst wenn Ihr ja einmal zufällig in einen Schneesturm gerathen und Euch verirren solltet."

Nach einem vorschriftsmäßigen Ringen, wobei Theophil eine bewundernswürdige Behendigkeit und aalartige Geschmeidigkeit an den Tag legte, was Franz verschiedene gut sitzende Püffe eintrug, dictirte der Amtmann Frieden und stieg mit den behenden, jetzt schon wieder warm gewordenen Söhnen hinab in das Familienzimmer.

Dies hatte inzwischen sein interessantes Winterkleid vollständig angelegt. Alle Fenster waren bis oben hinauf zugefroren. Im Ofen prasselte ein so gewaltiges Reisigfeuer, daß eine der schon etwas an Altersschwäche leidenden Kacheln dieser Glut zum Opfer gefallen war. Sie hatte sich in zwei ungleiche Hälften getheilt und ließ nun, besonders wenn die Zimmerthür geöffnet ward oder, was nicht selten geschah, in ihren Angeln auf- und zuklappte, einen Strahl schwärzlichen Rauchs in das Zimmer gleiten, was die Atmosphäre zwar etwas verdickte, wohl auch den Bewohnern ein wenig auf Brust und Augen fiel, im Ganzen aber doch der Erwärmung des großen Raums dienlich war. Von dieser Seite faßte auch der Amtmann das Platzen der Kachel auf, weshalb er eine sofort vorzunehmende Ausbesserung des Ofens in keiner Weise nöthig fand.

Eugenie freute sich, die Brüder wieder um sich zu haben. Sie war vorsorglich gewesen und hatte die Mutter vermocht, ein Warmbier zu kochen, das jetzt zum Erstaunen des Vaters sogleich seinen anziehenden Duft mit dem beizenden Kienrauch des Reisigs vermengte. Hätte Amtmann Wunderlich dies würzige Getränk nicht über die Maßen geliebt, würde es ohne eine kleine Strafpredigt über unnütze Verschwendung schwerlich abgegangen sein. Da er aber selbst tüchtig fror

und der Duft des Warmbiers gar zu einladend die Nase kitzelte, verlor Wunderlich weiter kein Wort. Er nahm die ihm dargebotene große Mundtasse mit dem besten Humor an und hatte nichts dagegen, daß auch die Kinder an dem köstlichen Getränk sich labten.

Während er die Tasse gemüthlich ausschlürfte, ging er in dem ungewöhnlich kalten Raume auf und nieder, dann und wann eine der halb abgefaulten Dielen mit dem Fuße festtretend, damit nur der Boden, in welchem Pilze und Schwämme so vortrefflich gediehen, nicht gar zu sehr ans Licht kommen möchte.

Es fiel während des ganzen Tages ununterbrochen Schnee, sodaß schon in den ersten Nachmittagsstunden einzelne Schlitten mit klimpernden Schellen am Amthofe vorüberglitten. Gleichzeitig stieg die Kälte, die nach Sonnenuntergang schon so heftig ward, daß der frisch gefallene Schnee zu pfeifen begann.

Kinder, welche auf dem Lande geboren werden und ihre Jugend daselbst zubringen, kennen fast kein größeres Vergnügen als die Freuden, welche der Winter bringt. Im ganzen Jahre war mit Ausschluß des Weihnachtsabends kein freudenvollerer Tag für die kleinen Wunderliche aufzufinden als der des ersten Schneefalls, vorausgesetzt, daß der Schnee liegen blieb und es zuwinterte. Die Unwohnlichkeit des Amthofs empfand

das junge Volk nicht allein nicht, sie diente diesem vielmehr sogar zur Erhöhung der winterlichen Freuden und Genüsse.

Waren die Lehrstunden vorüber, so wurde zuvörderst das große Amtssiegel aus des Vaters Arbeitszimmer geholt, bald mit, bald auch ohne Erlaubniß des Amtmanns. Mit diesem Siegel druckte die ganze Gesellschaft der Geschwister Wappen auf die dick gefrorenen Fensterscheiben, was sehr hübsch aussah und eine Beschäftigung abgab, deren Niemand so leicht überdrüssig ward. Nur erforderte sie Vorsicht und Behutsamkeit, sonst konnte leicht eine Scheibe unter dem Drucke des Wappenmalers zerknicken. Davor mußten die Kinder sich sehr in Acht nehmen, denn ereignete sich ein derartiges Unglück, so verstand Vater Wunderlich keinen Spaß. Die Sparbüchse des Uebelthäters mußte ohne Gnade Schadenersatz leisten, ja es konnte sogar vorkommen, daß zur Verschärfung der Strafe noch ein fühlbarer Denkzettel dem Frevler ausgehändigt ward. Uebung macht indeß den Meister, und so konnten drei Winter vergehen, ohne daß bei der Verwendung des Amtssiegels im Eise eine einzige Scheibe brach.

Größer noch war die Lust, wenn die Erlaubniß zur Erbauung eines Schneehauses oder einer Schneekirche aus der Amtsstube einlief. Franz war als Schnee-

architekt sehr geschickt, Theophil hatte gute Einfälle, wenn es galt, verzierende Ornamente anzubringen, und die um Rath nie verlegene, inventiöse Schwester machte die von den Brüdern mit lautem Jubel begrüßte Entdeckung, daß jedem Schneehause eine unverwüstliche Dauer gegeben werden könne, wenn man den künstlich zusammengefügten Bau allabendlich beim Steigen der Kälte wiederholt mit Wasser begieße.

So erhob sich denn mitten im Hofe vor der Amtswohnung ein zweistöckiges Gebäude aus Schnee, dessen nordwärts gekehrte Seite mit einem um Vieles höhern Thurme geschmückt ward. Im Glanz der Morgen- und Abendsonne sah dieser Kinderpalast, der wirklich eine für Kinder beschreitbare Thür hatte, wunderbar schön aus, nur die Strahlen der Mittagssonne waren ihm feindlich gesinnt. Ihrem Einflusse mußte auch der Uebelstand zugeschrieben werden, daß der so mühsam erbaute Palast kein schützendes Dach bekam.

Konnten auch die Geschwister diese winterlichen Freuden mit Genehmigung des Vaters genießen, so war damit allein doch die Lust am Genusse noch nicht hinlänglich gebüßt. Draußen hinter dem Kirchhofe, wo die vom Gebirge herabkommende Straße durch einen Hohlweg in das Dorf abbog, baute der Wind die allerschönsten Schneewehen. Schon von weitem waren sie

in der flaumig lockern Pracht ihres phantastischen Baues wunderbar anzusehen. Wie prächtig mußte es nun sein, mit geraden Beinen von den Weidenstümpfen, die sich leicht erklettern ließen, in diese weichen Schneebetten hineinzuspringen! Leider zeigte der Amtmann gegen dieses Genre jugendlicher Körperübung eine bedauerliche Abneigung. Er verbot es unter drohendem Stirnrunzeln und ließ die verächtliche Bemerkung einfließen, das Herumwaten im Schnee ohne Grund sei nur für ungezogene Dorfrangen und stehe vollkommen auf gleicher Stufe mit dem ebenfalls höchst frevelhaften Herumpatschen in Pfützen und Schmuztümpeln, dem sich alle schreiende wilde Jungenbrut gern hingebe.

Die Gebrüder Wunderlich hielten etwas auf sich und brüsteten sich auch wohl gelegentlich mit ihrer vornehmen Geburt, obwohl sie nicht eigentlich stolz und hochmüthig waren, die Ansicht ihres Vaters aber bezüglich der Schneewehen und des Durchreitens derselben konnten sie durchaus nicht acceptiren. Weder Franz noch Theophil, mochten sie auch sonst gewöhnlich ganz entgegengesetzter Meinung sein, fanden in diesem nach ihrem Dafürhalten ganz unschuldigen Vergnügen Rangenhaftigkeit. Deshalb setzten sie sich eines Abends, wo es wieder ganz enorm wehte und der Schnee beinahe haushoch an einzelnen Stellen sich aufthürmte, am

rauchenden Ofen zusammen, bliesen und rieben sich die vom Schneeballwerfen blutrothen, kalten Hände und hielten heimlich einen Rath, der mit einverstandenem Augenwink und unhörbarem Verbrüderungshandschlag endigte.

Am nächsten Morgen waren die alten, vielfach zerspaltenen Weiden zu beiden Seiten der Straße so tief eingeschneit, daß nur die entblätterten Ruthen aus dem Schnee hervorragten und im eisigen Nordwinde schwankten. Auf dem Kirchhofe lag der Schnee der Kirchhofsmauer gleich. Im Amthofe waren die Fenster über die Hälfte zugeweht.

Franz und Theophil frohlockten innerlich, als sie früh am Morgen von ihrem Kammerfenster aus diesen herzerhebenden Anblick hatten.

„Das gibt heute Arbeit", sagte Theophil, sich die Hände reibend, „und nach gethaner Arbeit, na, das Vergnügen! Sieh da die Mauer!"

Franz nickte bejahend, aber schwieg. Er wagte seine Freude nicht laut zu äußern, weil er gehört hatte, man dürfe nicht im voraus über ein zu erreichendes Glück frohlocken, sonst gehe es verloren. Versinkt doch auch ein Schatz, den man nur aufzuheben braucht, wenn der Finder das Schweigen verlernt hat.

Wie die Brüder vorausgesehen hatten, geschah es.

Der Amthof war infolge des ungeheuern Schneefalls und des starken Wehens platterdings für Jedermann unzugänglich. Es mußten also Wege, wenn auch nur schmale, in den Schnee geschaufelt werden, und mit dieser Arbeit wurden die Brüder betraut.

Sie war ganz nach ihrem Geschmack, denn sie gestattete allerhand Uebergriffe, führte unmittelbar an, mithin auch auf die Kirchhofsmauer, und von dieser bis auf eine der Weiden waren nur ein paar Schritte. Dann konnte man die Tiefe der Schneewehen nach Belieben messen.

Die Brüder schaufelten lustig darauf los und gewannen sich das zufriedene Lächeln des Amtmanns, der ihnen von Zeit zu Zeit aus dem Fenster der Amtsstube ermuthigend zunickte. Später mußte dies unterbleiben, da die Schaufler die entgegengesetzte Seite des Hauses erreicht hatten. Hier gingen sie weniger gründlich zu Werke, denn für sie war es endlich hohe Zeit, das heiß ersehnte Ziel ihres Strebens und ihrer stillen Wünsche zu erreichen.

Ein oberflächlich ausgeschürfter Fußsteig mußte genügen, dann nahmen die Brüder ihre hölzernen Schaufeln auf, erstiegen die nahe Kirchhofsmauer und stürzten sich, wie geübte Schwimmer in wogendes Wasser, in die locker aufgebauten Schneewolken, daß sie in weißen

Flockennebeln über ihnen zusammenschlugen. Gerieth einer der muthigen Springer zu tief in den Schnee, so mußte der andere zur Hülfe heranwaten. Diesem göttlichen Vergnügen gaben sich Franz und Theophil mit der ganzen Aufopferungslust jugendlicher Schwärmer hin. Mit mehr Liebe umfängt der Jüngling sein geliebtes Mädchen nicht, wie jetzt die beiden Söhnlein des Amtmanns Wunderlich die weichen, nur leider sehr kalten Schneewehen.

Sie fühlten bei diesem mit Eifer verfolgten Vergnügen nicht die geringste Anwandlung von Frost. Der weise König Salomo aber hat schon gesagt, jegliches Ding habe seine Zeit, und die Wahrheit dieses Ausspruchs eines Königs, der ja im Punkt der Erfahrung das Menschenmögliche zu leisten sich bemüht hat, sollte alsbald den reitenden Brüdern offenbar werden.

Schnee bleibt unter allen Umständen und selbst unter den günstigsten Witterungsverhältnissen doch immer nur gefrorenes Wasser. Er hat demnach die fatale Eigenschaft, daß er an der natürlichen Wärme des Körpers schmilzt. Das fühlten die fleißigen Schneetummler nach halbstündiger Durchwatung der tiefen, lockern Schneewände. Triefend von Schweiß infolge der großen Anstrengung, bemerkten sie zu ihrem nicht geringen Schrecken, daß Ober- und Unterkleider so naß

waren, als kämen sie direct aus dem Mühlgraben. Und nun erst das Schuhzeug! Es sah schön, malerisch, wahrhaft romantisch aus. Rostfarben angelaufen von der scharfen Beize des Schnees, hatte sich der morsche Draht nach und nach von den Sohlen gelöst, sodaß die Zehen aus den klaffenden Stiefeln lustig hervorschauten.

„Eine schöne Bescherung!“ sagte Franz, der diesen Zustand seiner Stiefeln zuerst gewahrte. „Welch ein Donnerwetter im Winter wird das geben!“

Theophil sah rathlos bald die brüchigen Stiefeln, bald den von Anstrengung und Furcht gerötheten Bruder an. Dann kratzte er sich am Kopfe und schlug mit seiner Schaufel in den Schnee, daß er in dichten Wolken aufstäubte, als wolle er sich für den Schabernack, den er ihm gespielt, rächen. Beide Brüder arbeiteten sich aus den Wehen heraus, was indeß nicht so ganz leicht war.

Noch unschlüssig, wie man das geschehene Unglück möglichst geschickt verdecken wolle, vernahmen die armen Sünder auf einmal die zornige Stimme des Vaters.

Diesem war das Ausbleiben seiner Söhne bedenklich erschienen. Er verließ daher die Amtsstube und stieg in die erste Etage hinauf, von deren Saale aus man die nächste Umgebung des Hauses überblicken konnte. Da gewahrte er die Sprung- und Reitübungen seiner

Sprößlinge. Unverweilt öffnete Vater Wunderlich einen Fensterflügel, was in der Aufregung mit solcher Heftigkeit geschah, daß ein paar Scheiben von der starken Erschütterung zerbrachen. Er rief den emsigen Springern zu, aber diese hörten den Rufenden nicht.

„Lotterbuben!" brummte der Amtmann verdrießlich, eilte wieder in die Amtsstube, warf seine Pantoffeln ab und fuhr schnell in seine festesten Wasserstiefeln. Eine Mütze vergaß er aufzusetzen, weshalb die Mutter dem hastig Davoneilenden noch warnende Worte nachrief.

„Du wirst Dich erkälten, bester Mann", sprach die besorgte kleine Frau. „Wenn Du nun Kopfreißen bekommst und Katarrh obendrein, was hast Du davon? Hier, nimm meines Vaters alte Pelzmütze!"

So sprechend warf die Frau Amtmännin dem erhitzten Manne eine hohe Mütze von Krimmerfell, in der sich einige Dutzend Motten häuslich niedergelassen hatten, nach, der Amtmann fing sie im Fluge, stülpte sie rasch, aber das vordere Ende nach hinten gekehrt, auf den Kopf und ging nun geradeswegs auf die unberufenen Frevler los.

Das war aber ein schweres Stück Arbeit. Der wohlbeleibte Amtmann sank bei jedem Schritte bis fast an die Hüften in das weiche Schneebett ein, und als er endlich seinen Söhnchen so nahe war, daß sie seine

Stimme vernehmen mußten, saß er fest. Er schlug zwar um sich wie ein Mensch, der sich verzweiflungsvoll gegen eine Menge Angreifer vertheidigt, er paddelte wie ein schwimmender Pudel, allein all seine Anstrengungen wollten nicht helfen, sondern machten die Sache nur noch schlimmer. Binnen wenigen Augenblicken hatte sich der schwere Mann bis unter die Arme in den Schnee hineingewühlt und er sah ein, daß es ihm kaum möglich sein werde, ohne fremde Hülfe aus dieser erfrischenden Klemme zu kommen.

Kaum gewahrten die Brüder ihren Vater in dieser machtlosen Lage, so schwoll den kleinen Schelmen auch der Kamm. Der Vortheil, welchen sie aus der Bedrängniß des Vaters ziehen konnten, sprang in die Augen, ein gegenseitiger Wink verständigte beide auf der Stelle. Zugleich konnten sich die lustigen Finken des Lachens nicht erwehren. Und allerdings sah der würdige Amtmann in seinem Schneegefängniß, das vor Verdruß und Anstrengung jetzt hochrothe Gesicht mit der zerlotterten Mütze bedeckt, von welcher der pfeifende Nordwind ein Stück nach dem andern entführte, komisch genug aus.

„Heran, Ihr Nichtsnutze!“ rief der Amtmann den auf ihn zuwatenden Söhnen zu, das Mißliche seiner Lage richtig erkennend und klüglich hinter einer lachenden

Maske verbergend. „Braucht Eure Schaufeln, sonst versinke ich bis über die Ohren! Wer zum Henker hat Euch denn befohlen, hier draußen die Auswerfer zu spielen? Das ist Arbeit für die Lumpen im Gemeindehause! Aber so seid Ihr! Wenn man Euch den kleinen Finger gibt, nehmt Ihr gleich die ganze Hand.“

Franz und Theophil waren schon bei der Arbeit. Sie stellten sich, als wüßten sie gar nichts von ihren Sünden und als verstände es sich ganz von selbst, daß der Vater so tief im Schnee sitze.

„Wie mochtest Du es wagen, liebster Vater!“ sagte Franz schmeichelnd, eine Schaufel voll Schnee halb über dem Kopfe des Vaters verlierend. „Kamen wir selbst doch, die wir ja federleicht sind gegen Dich, in die schlimmste Verlegenheit, blos weil wir sehen wollten, ob die Straße von oben her auch zugänglich sei. Sieh nur, wie wir uns haben abquälen und einer immer den andern herausschaufeln müssen! Die Schneewehen sehen aus, als wäre eine ganze Compagnie Stadtsoldaten durchmarschirt.“

„Die Stiefeln haben's am meisten empfunden, bester Vater“, setzte der schlaue Theophil hinzu. „Ich glaube, es ist kein ganzes Stück mehr dran. Das hat man von der schlechten Dorfarbeit. Meister Gans versteht's Nähen viel besser.“

„'s Anschreiben auch", sagte mürrisch der Amtmann, indem er Theophil's Schaufel ergriff und sich auf diese stützend den einen Fuß aus dem Schnee zog.

„Das Arbeiten hat uns von innen heraus und der schmelzende Schnee von außen hinein durch und durch naß gemacht", meinte Franz, am andern Beine des Vaters herumschaufelnd.

„Ja, 's ist himmelschreiend", fiel Wunderlich ein, mit Lachen und Schimpfen im Streite liegend, „was solche Puppen auszustehen haben, wenn ein verständiger Mensch ihre Kräfte in Anspruch nimmt! In Eckhardt's Tagebuche könnte man's der Welt auftischen und eine lehrreiche Geschichte daraus machen!"

„Das kommt ja schon seit drei Jahren nicht mehr heraus, Vater", meinte Theophil. „Und die frühern Jahrgänge haben wir, als wir noch ganz klein und unverständig waren, so ziemlich ganz und gar zerrissen."

„Wirklich? Auch das habt Ihr Virtuosen im Zerstören glücklich zu Stande gebracht? Schade, wirklich schade! Ich hätte Euch beide Kerlchen gar zu gern durch einen Holzschnitt im Tagebuche verewigt gesehen, wie Ihr von Gott auserlesen werdet, zur Strafe für Eure Sünden den eigenen Vater bei hellem, lichtem Tage aus dem Schnee zu schaufeln. — Dummer Junge", fuhr er Franz an, dem Knaben die Schaufel entreißend, „siehst

Du denn nicht, daß das mein Fuß und kein Zaunspfahl ist? — So! Stellt Euch mir zu beiden Seiten und duckt Euch! So ist's recht! Uff! Da wären wir ja glücklich heraus."

Der Amtmann athmete wieder frei, die beiden Brüder aber schrieen laut auf, denn Vater Wunderlich hatte es verstanden, beim Heraussteigen aus der Grube beide verschmitzte Schelme mit wunderbarer Gewandtheit tief in den kalten Schnee niederzudrücken, sodaß sie kaum aus den Augen zu sehen vermochten. Das war indeß die einzige Strafe, welche der Amtmann den Frevlern angedeihen ließ, und das ganze Intermezzo, das sich vom Amthofe aus drollig genug ausgenommen hatte, war damit für immer zu Ende. Nur die Brüder freuten sich noch oft, so leichten Kaufs für den großen Ruin, den sie Kleidern und Stiefeln zugefügt hatten, davongekommen zu sein.

Alle genannten Vergnügungen hatten, jede für sich, ihren eigenthümlichen Reiz, sie wurden aber noch weit übertroffen von einem Phänomen, das sich in jedem Winter, bald schwächer, bald stärker, je nach hohen oder niedrigen Kältegraden, einstellte und das, wie ja so mancherlei Anderes, nur in einer Behausung, wie der Amthof war, entstehen konnte.

Die Neuzeit, an Erfindungen und Entdeckungen so

reich, hat zum Erstaunen und Ergötzen der Welt Paläste aus eitel Glas und Eisenstäben erbaut, und diesen wunbaren Bauten den sehr bezeichnenden Namen Krystallpaläste beigelegt. Lange zuvor, ehe noch ein architektonisches Genie auf den Einfall kam, ein so kostbares und leicht zerbrechliches Fabrikat wie das Glas zur Erbauung wahrer Riesenpaläste zu verwenden, erfreuten sich schon die Bewohner unseres Amthofs des Besitzes eines solchen Krystallpalastes.

Die neu erfundenen und mit Aufwendung aller technischen Kunstgriffe construirten Glasbauten sind ungemein kostspielig, der Krystallpalast im Amthofe dagegen kostete gar nichts; er war, wie Vater Wunderlich sagte, für umsonst zu haben und erzeugte sich durch die gnädige Fürsorge Gottes ganz von selbst, plötzlich über Nacht. Das ging so zu.

Die obere Etage des Amthauses bestand großentheils aus sogenanntem Ständerwerk. Obwohl an Raum im Grunde genommen Ueberfluß war, hatte der Erbauer des großen Hauses den Raum doch sehr schlecht benutzt. Alle Zimmer waren auch hier groß, ungemüthlich, scheunenartig, ganz besonders die Schlafgemächer. Einen Ofen gab es in keinem dieser Räume, und wäre Jemand auf den Gedanken verfallen, etwa aus Gesundheitsrücksichten ein derartiges Möbel irgendwo in einer Kammer an-

bringen zu lassen, seine wohlwollende Absicht würde zu Schanden geworden sein an dem ganzen Bau des Hauses, dessen einziger Schornstein wie ein Thurm geformt war, kerzengerade aufstieg und nur eine Verbindung mit den zunächst gelegenen Zimmern ermöglichte. Die Kammern lagen weit von diesem Rauchfange entfernt, im schönen, kühlen Osten.

Schlechter noch als im Familienzimmer war hier die Beschaffenheit der Fenster. Selbst in den Wänden ließen sich da, wo die Ziegelwand von Gebälk durchzogen ward, dünne Spalten entdecken, die im Sommer eine angenehme Kühle den weiten Räumen zuströmen ließen, im Winter aber sehr unliebsame Ventilatoren bildeten. Indeß diese Einrichtungen des alt gewordenen Hauses waren einmal da, und da man Welt, Menschen und häufig auch Wohnungen nehmen muß, wie sie sind, auch wenn sie unserm verwöhnten Geschmack nicht immer zusagen wollen, so fügte sich auch Amtmann Wunderlich sammt all den Seinigen in die vielen Seltsamkeiten seiner klassischen Amtswohnung, die er ja „für umsonst“ inne hatte.

Jener wunderbare Baumeister, den noch kein Mensch zu übertreffen vermochte, die Natur, liebte den Amthof, und darum schmückte sie ihn in jedem Winter so prachtvoll aus, daß selbst die Phantasie Scheherazade's zu tausend und einer Nacht noch eine mehr gefügt haben

würde, hätte sie das Glück gehabt, diesen winterlichen Wunderpalast jemals mit Augen zu sehen.

Sobald die Kälte bis zu neun oder zehn Grad gestiegen war — und das kam in jedem Winter regelmäßig mehr als einmal vor — verwandelten sich sämmtliche Schlafgemächer des wunderreichen Amthofs innerhalb vierundzwanzig Stunden in flimmernde Krystall- oder — was hier dasselbe ist — in Eispaläste.

Die Wände, die hölzernen Decken, selbst ein Theil der gedielten Fußböden überzog anfangs eine dünne, später eine dicker werdende Eiskruste. Bei anhaltend strengem Frost erhielt dieser Eisüberzug der Wände und Decken eine Stärke von nahezu einem Zoll, und die Kinder des Amtmanns machten sich's dann zum Vergnügen, früh beim Erwachen ihre Fingernägel als Eisschaber zu gebrauchen und sich an dem funkelnden Glitzern der niederfallenden Eiskrystalle zu ergötzen.

Um doch einige Gemüthlichkeit in diese höchst erfrischenden Schlafgemächer zu bringen, die in der That ihresgleichen weit und breit suchten, brannte man eine Nachtlampe. Ohne diese Lampe mit dem unruhig flackernden Flämmchen des Nürnberger Nachtlichtchens, was wäre aus der Familie Wunderlich geworden! Der Lichtstrahl dieser Lampe enthüllte Wunder über Wunder, entzündete Millionen Sterne, die in buntem Feuer alle

Wände überfluteten, zu Häupten der glücklichen Schläfer glänzten und, wenn einer oder der andere die schlafmüden Augen öffnete, einen tausendfarbig strahlenden Himmel über ihm wölbten.

Allerdings war Vorsicht von nöthen, denn die Wunder dieses Eiskrystallpalastes würden nicht so zauberisch schön gewesen sein, wäre die Temperatur in den Schlafgemächern des Amthofs nicht einige Grad unter den Gefrierpunkt herabgesunken. Wasserkaraffen zerfroren, wenn man es wagte, sie in diese Zauberkammern einige Stunden lang zu stellen. Die nächtlichen Bewohner derselben bedurften deshalb starker wärmender Hüllen, um nicht Schaden zu leiden. Eine unvorsichtig über die Decke gelegte Hand hatte das Aufspringen der Haut zur Folge, wer aber ruhig in seinem Bette lag und sich Gottes Schutz anvertraute, der Alles zum Besten zu lenken versteht, hatte beim Erwachen die hohe Freude, sich gewissermaßen von Eisflimmern verklärt zu sehen. Der warme Athem jedes Schläfers machte nämlich die Decke gefrieren, soweit sein Strahl sie berührte, und wenn das junge Volk der Wunderliche beim Erwachen sich schnell bewegte, knisterte und knatterte die festgefrorene Decke, als zerbräche man gewaltsam dünne Eisrinden, und die glücklichen Kinder frohlockten über den schönen hellen Frost, über die blitzende Strahlen- und Funken-

pracht der sie umgebenden Wände und freuten sich mehr, als der schlaueste Diplomat sich freuen kann, wenn es ihm gelungen ist, durch das bezaubernde Feuerwerk seiner blitzenden Phrasen die Gegner zu überlisten und den Willen seines Gebieters durchzusetzen.

Achtes Kapitel.

Die Eigenthümlichkeiten des Amthofs tragen ihre Früchte. — Franz wählt eine Bestimmung.

Es war Sommer. Bäume und Sträucher dufteten, und um den hohen Saum der Gebirge legte die sonnige Luft weiche, mattviolette Gewänder. In den dichtbelaubten Wipfeln der Ulmen und Erlen schlugen Finken, die Grasmücke flötete in nachtigallähnlichen Tönen früh und spät, und die Schwalben flogen wieder wie in jedem Sommer ab und zu, um ihren zwitschernden Jungen, die begierig die gelben, breiten Schnäbelchen aufsperrten, Nahrung zu bringen. Auch Bachstelzen und Goldammer hüpften und spazierten wie sonst am Ufer des unter breitem Grasdache murmelnden Baches oder amüsirten sich mit Insektenfang an dem schlüpfrigen Rande des Trogabflusses im Amthofe.

In dem alten Gebäude aber war nicht mehr das

alte fröhliche Leben. Drei Monate lang sahen die Vorübergehenden die Fenster des Familienzimmers von innen mit dicken grünen Decken verhängt, selten nur zeigte eins der Kinder sich vor dem Hause, im Garten oder auf dem Kirchhofe. Auch der Amtmann ließ sich wenig sehen, und wenn es geschah, war sein Auge trüb, seine Stirn umwölkt. Mit auf den Rücken gelegten Händen ging er langsamen Schrittes, die Blicke meistentheils auf den Boden geheftet, durch den Baumgarten, oder er strich ein paarmal im Hofe herum, sammelte die Federn auf, welche die Gänse verloren hatten, weil er dieselben gern in seiner Schreibstube benutzte, las die von den Bäumen herabgefallenen dürren Aestchen zusammen oder zerstörte eins der vielen Wespennester, die unter dem alten, verfallenden Schuppen in jedem Jahre von neuem in Form großer, silbergrau schimmernder Beutel gebaut wurden. Wer ihn sprach, dem antwortete er nur das Allernöthigste. Einen seiner trockenen Witze, eine seiner gewöhnlich den Nagel auf den Kopf treffenden Bemerkungen hörte Niemand. Er blieb still, verschlossen, und aus seinem ganzen Verhalten war zu entnehmen, daß schwere Bekümmernisse sein Herz bedrücken mußten.

Vater Wunderlich hatte wohl Ursache, niedergeschlagen und stumm zu sein. Volle zehn Wochen lang schwebte das Leben seines ältesten Sohnes in Gefahr. Ein hitziges

Fieber, das nur zu bald nervös ward und in eine schwere Nervenkrankheit überging, brachte Franz wiederholt dem Tode nahe. Nur der sorgsamsten Pflege, in welche sich die Mutter und Martha mit Aufopferung ihrer eigenen Kräfte theilten, und der an sich guten Natur des Kranken hatten die schwer besorgten Aeltern die Erhaltung ihres Sohnes zu verdanken. Jetzt befand sich Franz schon seit ein paar Wochen in der Genesung, aber man mußte ihn außerordentlich schonen, mit größter Zartheit behandeln, jede Aufregung von ihm fern halten. Wunderlich hatte streng befohlen, daß Niemand dem zum Skelett abgemagerten Jungen ein unliebsames oder unschönes Wort, wie der Amtmann sich ausdrückte, sagen, daß seine Geschwister ihm nur Heiteres erzählen, ihn auf den Händen tragen sollten; denn einem Rückfalle würde die so sehr geschwächte Natur des Knaben, wie der Arzt behauptete, unbedingt erliegen.

Dem Amtmann verursachte diese langdauernde Krankheit große Sorgen. Er forschte als denkender Mann den Ursachen nach, die sie veranlaßt haben konnten. Dabei kam die Rede natürlich wieder auf die schon einmal besprochene nervöse Reizbarkeit des Aeltesten, und die Mutter wollte behaupten, in dieser allein sei der Grund zu einer so gefahrvollen und schmerzhaften Krankheit zu suchen. Dem Vater wollte dies nicht einleuch-

ten. Schon weil er einen nicht zu besiegenden Widerwillen gegen krankhafte Nerven besaß, konnte er sich nicht so ohne weiteres entschließen, die Ursache von Franz' Erkrankung in dieser seiner Ansicht nach fehlerhaften Naturanlage zu suchen. Ein längeres Gespräch mit dem sehr verständigen, schon bejahrten Arzte bestärkte ihn noch darin. Dieser nämlich deutete auf das Haus, indem er sagte:

„Mich wundert's, daß Sie nicht mehr von Krankheiten zu leiden haben, Herr Amtmann. Es gehören unverwüstlich feste Naturen dazu, um in so ungesunden Räumen gesund zu bleiben. Fortwährende Erkältungen, besonders des Kopfes, können Krankheiten ähnlicher Art erzeugen, wie Ihr Franz sie zu meinem Erstaunen überstanden hat."

Da ging dem Amtmann ein Licht auf, strahlend und weithin leuchtend wie ein Feuermeer. Er ward innerlich rabiat, äußerlich aber blieb er ruhig. Was er thun sollte oder wollte, das war ihm im Augenblicke nicht klar. Eins nur stand bei ihm fest: er wollte sich nicht ärgern, auch nicht hitzig oder giftig werden, eine Aenderung aber mußte — das war sein fester Wille — in seiner Häuslichkeit herbeigeführt werden.

Um sich zu beruhigen und die so wichtige Frage ungestört überlegen zu können, machte Wunderlich in Be-

gleitung Eugeniens und Theophil's einen Spaziergang über Land, besuchte einen seiner Collegen in der Nachbarschaft, theilte ihm seine Erlebnisse und die Auslassungen des Arztes mit und begehrte seine Ansicht zu hören. Das Gespräch der beiden Collegen dauerte ziemlich lange, zeitigte aber einen Beschluß in der Seele des Amtmanns. Er trat den Rückweg mit leichterem Herzen und wieder gesprächig geworden an und konnte in seiner erheiterten Stimmung nicht unterlassen, den Geschwistern ein Ereigniß anzukündigen, das ihnen viel Vergnügen und mannichfache Zerstreuung machen werde. Mit diesen freilich sehr geheimnißvollen Andeutungen mußten sich die Neugierigen vorläufig zufrieden geben. Sie konnten jetzt darüber nachdenken und an den herrlichsten Luftschlössern sich ergötzen.

Bei der Heimkunft des Vaters saß Franz zwischen Mutter und Martha auf der schlichten Holzbank unter den Kastanien. Die späte Nachmittagssonne beschien den Platz so warm und schön, daß ein Wiedergenesender sich wohl daselbst niederlassen durfte. Unfern davon, im Schatten des verfallenden Schuppens, war Spahnzel mit Holzhacken beschäftigt.

Franz sah sehr blaß aus. Seine Haare waren dünn, seine Hände mager und weiß geworden. Die Nägel schimmerten nicht rosig, sondern bläulich. Dagegen hatte

die Krankheit ihn merkwürdig gestreckt, sodaß er um einen halben Kopf gewachsen schien. Eingehüllt in doppelte Röcke, fiel ihm das Gehen beschwerlich. Wäre er aber auch nur sommerlich leicht gekleidet gewesen, es würde ihm dennoch kaum gelungen sein, ohne fremde Hülfe ein paarmal den Hofraum zu durchschreiten. Von der Mutter und Martha geführt konnte er solche Anstrengung wenigstens versuchen.

Als er jetzt die Geschwister so fröhlich auf sich zuspringen sah, jedes mit einem großen Feldblumenstrauße, den sie unterwegs gepflückt hatten und nun mit theilnehmenden Fragen nach seinem Befinden dem noch immer hinfälligen Bruder reichten, lächelte Franz und drückte den Geschwistern matt die Hände.

„Wartet nur noch acht Tage", sagte er erheitert, „dann kann ich gewiß schon wieder um die Wette mit Euch laufen."

„Wenn ich den Weg nicht absperre", fiel der Vater ein, sich den Schweiß von der Stirn trocknend, im Herzen aber frohlockend, daß der Sohn doch wieder voll Lebenshoffnung vor ihm stand. Aus den Worten des jungen Burschen, der in der schweren Krankheit auch um Vieles ernster und gesetzter geworden war, ging hervor, daß er das Wiedererwachen der geschwundenen Kräfte fühlte. „Wir wollen fein sacht und behutsam sein", fuhr

Wunderlich fort, „damit wir auch wirklich vorwärts kommen. Du hast eine schlimme Röste aushalten müssen, indeß, denk' ich, bist Du damit den ganzen alten Adam für immer los geworden und wirst von nun an Dich einer ganz ausbündigen Gesundheit zu erfreuen haben."

Franz lächelte dem so theilnehmend sprechenden Vater freundlich zu und setzte an der Hand der beiden Führerinnen seinen Spaziergang im Sonnenscheine fort. Der Amtmann trat jetzt zu Spahnzel, während Eugenie und Theophil durch Sprünge und allerhand lustige Faxen den Bruder zu ermuntern sich bemühten.

„Ich bin noch stark in Eurer Schuld", redete Wunderlich den Arbeitsmann an, der während Franz' langer Krankheit mehrmals die Woche, mehrere Male auch des Nachts zum Arzte hatte gehen müssen und nicht gar selten als Wächter und Aufseher im Amthofe blieb. „Die beiden Kartoffelbeete auf meinem Ackerlande mit sammt den Saatkartoffeln aus meinem Keller sollen Euch für diesmal keinen rothen Heller kosten. Und wenn Ihr etwa gutes Stroh braucht zum Neudecken Eures Häuschens — es fehlen eine ganze Partie Schauben am First, wie ich heut' gesehen habe — so kommt's mir auf eine halbe oder ganze Mandel der besten Schütten Roggenstroh nicht an. Das Schaubenmachen versteht Ihr ja."

„Vielen Dank, Herr Amtmann", erwiderte Spahnzel, „und ich werde von der Güte Gebrauch machen — nichts für ungut. Ist's aber nicht eine Freude, den Franz wieder so herumstapeln zu sehen? Freilich ein wenig auf'm Stumpen sitzt er noch, der arme Page, aber die Luft, Herr Amtmann, der blaue Himmel, der Vogelgesang, das Summen der Bienen und selbst der verdammten Wespen, die heuer ganz besonders zuthulicher Natur sind, das erquickt eines Kranken Herz, der drei Monate lang blos am Schatten gesehen hat, daß Gottes liebe Sonne wirklich noch scheint! Geben Sie Acht, Herr Amtmann, der Page mausert sich jetzt richtig aus, wächst, wird stark und voll und macht, wenn's erst so weit ist, einen Oekonomieverwalter, daß es nur so eine Art hat."

Der Amtmann sah Spahnzel groß an, sagte aber nichts, denn er kannte den Mann und wußte, daß er oft, wie es ihm gerade einfiel, Worte ohne Sinn und Verstand in die Welt hineinschwatzte, bei denen er sich selbst gar nichts dachte.

„Ihr müßt morgen für mich zur Stadt gehen", fuhr Wunderlich fort. „Ich habe eine dringende Eingabe an den Rath zu machen, denn ich bin nicht gewillt, meine Kinder schon in der Jugend zu begraben. Die Baracke da" — der Amtmann deutete mit erhobenem Stocke auf

seine Amtswohnung — „muß abgebrochen oder doch umgebaut werden. Der Teufel mag in dem Neste sich die Gesundheit conserviren!“

Spahnzel kehrte sein klotziges Gesicht langsam dem Amthofe zu, aus zähem Birkenreisig ein Bindeband flechtend. „Meinen Sie den Palast da, Herr Amtmann?“ fragte er, seine kleinen, röthlichen Augen pfiffig halb schließend. „Im ganzen Dorfe gibt es keinen stattlichern.“

„Sehr wahr“, fiel der Amtmann ein; „ein unwohnlicheres Nest ist aber auch weit und breit nicht aufzufinden.“

„Ganz recht, Herr Amtmann, aber solch ein großmächtiges Haus einzureißen und dann wieder aufzubauen, kostet Geld, viel Geld —“

„Das die Gemeinde oder der hochweise Rath, dem das Dorf gehört, schaffen soll“, ergänzte Amtmann Wunderlich.

„Die Gemeinde!“ sagte gedehnt Spahnzel, indem er seine Kappe lüftete, als ob es ihm zu warm würde. Dann schüttelte er sein struppiges Haupt, griff zur Axt, klopfte das biegsame Birkenreis, um es besser als Seil handhaben zu können, und summte die Melodie des schönen Liedes „O du lieber Augustin“ vor sich hin.

„Ihr habt doch Zeit für mich?“ fragte der Amtmann.

„Richten der Herr Amtmann die Eingabe nur so ein, daß den Herren im Rathe schon beim bloßen Lesen angst und bange wird“, versetzte der Tagedieb. „Das hilft immer am ehesten, habe ich mir sagen lassen. Vielleicht auch fällt ein Stück vom Amthofe von selber zu gelegener Zeit ein, denn ein ganz klein wenig mürbe ist das Gebälk und wohl auch das Gemäuer. Die Nässe, ja, ja, die Nässe, die thut solch einem verteufelten alten Gebäude großmächtigen Schaden! Und kommt dann noch der Schwamm hinzu und die Hausmäuse und Schwaben und Ameisen, und es wird nicht in der Zeit nachgeflickt, ja, ja, Herr Amtmann, möglich wär's dann immer, daß ein paar Loth Kalk zu früh abbröckelten und den ganzen Bau von Grund aus verdürben.“

„Du bist eine ehrliche Haut“, sagte Wunderlich, dem Arbeiter die Hand reichend. „Ich werde mich bemühen, die Eingabe so einzurichten, wie Du mir räthst. Mit recht beweglich gestellten Redensarten kommt man bei den Herren oft weiter als mit den begründetsten und auf kunstvolle Manier mit allen möglichen juristischen Floskeln verbrämten Forderungen. Morgen Mittag soll die Schrift fertig sein und dann trägst Du sie unverweilt aufs Rathhaus.“

Der Amtmann hielt Wort. Es kam ihm zwar schwer an, halb bittend und halb sich beschwerend vor seine

Obrigkeit zu treten, denn er war im weitesten Sinne des Wortes ein Mann des Friedens, der eher Unrecht litt als that. Seit er aber die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß die Wohnung, in die er verwiesen war und in der er aller Wahrscheinlichkeit nach bis zu seinem Lebensende ausharren mußte, der Gesundheit, ja dem Leben der Seinigen nachtheilig werden könne, setzte er alle Bedenklichkeiten beiseite.

Die Eingabe an den Rath hatte Hand und Fuß. Sie war kurz, derb und in jenem trockenen, humoristischen Tone gehalten, welcher den ganzen originellen Mann kennzeichnete. Wunderlich kannte seine Leute und wußte recht wohl, daß, wenn er überhaupt einen Erfolg erwarten durfte, dieser nur durch eine sehr dringend abgefaßte, mit schlagenden Gründen gleichsam gespickte Eingabe erreicht werden könne. Man pflegte sich bei Angelegenheiten, welche Kosten verursachten und über deren Deckung erst mehrmals verhandelt werden mußte, ohnehin nicht zu übereilen. Auch diese Eigenthümlichkeit kannte der Amtmann, und gerade deshalb hielt er es für sehr zweckdienlich, die Feder tief einzutauchen, und in kräftigen, allgemein verständlichen Redensarten seine Wünsche vorzutragen.

Die warme erquickende Sommerluft, der würzige Hauch, der aus Garten, Wiese und Wald aufstieg, ver-

bunden mit der liebevollsten, zartesten Pflege, kräftigten Franz sehr bald, sodaß er schon vierzehn Tage nach seinem ersten Ausgange in der ganzen Kraft gesunder Jugendfrische wieder vor seinen dankerfüllten Aeltern stand.

Er war jetzt dreizehn Jahre alt, und Wunderlich hielt es für das Beste, ihn nach einigen Wochen dem methodischen Unterricht auf einer gelehrten Schule zu übergeben; denn er war noch immer der Ansicht, sein Aeltester solle Theologie studiren. Die Mutter hatte dies Thema häufig mit dem Vater durchsprechen müssen, und obwohl sie unumwunden ihrem Gatten bekannte, daß sie glaube, Franz habe wenig oder gar keine Anlage zum Theologen, beharrte der Amtmann doch auf seinem Willen und erklärte seiner Frau, er werde dem Jungen seinen Entschluß mittheilen, sobald er nur erst wieder in einer völlig gesunden Haut stecke.

Dieser Zeitpunkt war Ende August eingetreten. Der wiedergenesene, jetzt hoch aufgeschossene Franz hatte schon wieder einige tolle Streiche gemacht, worin Vater Wunderlich das sicherste Zeichen geistigen und körperlichen Wohlseins erblickte. Darum hielt er es für höchste Zeit, ein entscheidendes Wort zu sprechen und Franz anzukündigen, was er mit ihm vorhabe.

Ein Sonntag ward zu dieser feierlichen Mittheilung

gewählt, welcher auch die übrigen Geschwister mit Ausnahme des kleinsten Schreihalses, der während des letzten Winters sich eingefunden hatte, beiwohnen durften. Wer aber malt das Erstaunen des Amtmanns, welcher Griffel wäre im Stande, den schnell wechselnden Ausdruck seiner Miene zu schildern, als Franz mit Ruhe und einer merkwürdigen Bestimmtheit erklärte, er habe keine Neigung, sich irgend einem Studium hinzugeben!

„Also nicht!" sprach der Amtmann nach Ueberwindung des ersten Schreckens, der ihn bei dieser offenen Antwort des Sohnes überkam. „Und was, mein Junker Naseweis, was will man denn eigentlich beginnen? Danach zu fragen ist doch wohl erlaubt, wenn man Geld dazu hergeben soll?"

„Ich bin entschlossen, mich der Oekonomie zu widmen", sagte ebenso ruhig als fest der kleine Tausendsasa.

„Der Oekonomie!" wiederholte Wunderlich. „Was man doch Alles erleben muß! Ein Mistbauer ist also das hohe Ziel Deines Strebens! Sieh, sieh! Ein sublimer Einfall! Es wird sich köstlich anhören und ich werde mich freuen, daß es mich vor Aerger nur so schmeißt, wenn die Bauern, die ich herunterzureißen und in Schick zu bringen habe, sagen: Da fährt Amtmanns Franz Dünger aus!"

Wunderlich's Aerger war so komisch, daß die Mutter

beinahe gelacht hätte. Franz ward roth, halb vor Zorn, halb vor Scham, Theophil aber rieb sich die Hände, kicherte und blätterte dann in einer dicken alten Scharteke, als wolle er damit seine eigene Befähigung zum Studiren bethätigen.

Es folgte jetzt eine sehr lange Unterhandlung, die von seiten des Amtmanns anfangs mit leidenschaftlicher Verdrossenheit, später indeß mit ruhiger Selbstbeherrschung geführt ward. Franz ließ sich nicht auf lange Auseinandersetzungen ein; ihm genügte es, fest auf seiner Meinung zu beharren und sich gegen Zumuthungen zu vertheidigen, die seiner Natur widerstrebten. Dennoch würde er einen harten Stand dem ausgesprochenen Willen des Vaters gegenüber gehabt haben ohne den Beistand der Mutter.

Amtmann Wunderlich achtete jeden Stand, wenn er auch dem einen mehr hold war als dem andern. Entschieden über jeden aber stellte er den Gelehrtenstand, denn Wissen und Erkennen, pflegte er zu sagen, seien doch das wahre Manna des Lebens, ohne dessen Genuß die Menschheit dumm bleibe. Nebenbei gab es freilich auch noch andere Gründe, welche dem Amtmann das Studiren seiner Söhne wünschenswerth machten. Er besaß eine tiefe Abneigung gegen den Soldatenstand, was mit seinen friedliebenden Gesinnungen, die einen Grundzug seines

Charakters bildeten, eng zusammenhing, und sicherlich wäre er der unglücklichste Mensch gewesen, hätte er einen seiner Söhne in doppeltem Tuche müssen einherschreiten sehen. Gegen dies in den Augen des Amtmanns größte Unglück, das ihm als Vater begegnen konnte, schützte nach den Landesgesetzen das Ergreifen der wissenschaftlichen Laufbahn. Jeder der Studien Beflissene, mochte er auch sonst einen vernagelten Kopf haben, war als Studirender frei vom Militärdienste, ebenso wie jeglicher Beamte steuerfrei war. Diese Art Privilegien hielt Amtmann Wunderlich hoch in Ehren, nannte sie wahre Segnungen einer weisen Gesetzgebung und gab sich als redlich sorgender Vater seiner Kinder alle Mühe, dieselben auch seinen Nachkommen womöglich zu Theil werden zu lassen. Und während er nun von diesen Segnungen der Landesgesetzgebung den möglichsten Vortheil ziehen, während er allen seinen Kindern mit liebenden Vaterhänden ein warmes Nest bauen wollte, faßte gleich der Erstgeborene hinter seinem Rücken Entschlüsse, die alle seine Pläne gänzlich zerstörten, erlaubte sich ein kaum halbwüchsiger Junge, ein „Faseljürge erster Klasse“, einen eigenen Willen zu haben und leichtfertig, wie ihm die Narrenfahne nun gerade stand, über seines Lebens Zukunft zu verfügen!

Diese Besorgniß war es vor allem, die Wunderlich's

Widerstand weckte. Nach einem kurzen und barschen Examen, das er mit Franz anstellte, um dessen Gesinnungen zu erforschen, sagte er stirnrunzelnd:

„Wenn Du auf diesem albernen Vorsatze beharrst, werden wir das Vergnügen haben, Dich mit dem Schießprügel hinter dem Kalbfelle herlaufen zu sehen. Wird sehr lustig aussehen!“

„Nicht Jeder ist tauglich für den Soldatenstand“, meinte Franz.

„Hast Recht, solche lange Latten aber, wie Du eine wirst, nach dem Wachsthum zu schließen, das seit den letzten Wochen über Dich gekommen ist, braucht man gerade. Die stecken sie unter die Garde und stülpen ihnen noch eine drei Fuß hohe Bärmütze auf, damit sie recht unmenschlich groß aussehen. Hast alle Anlage dazu, Flügelmann unter der Garde zu werden mit Deinen langen Spazierhölzern.“

„Sie werden mich gewiß ungeschoren lassen“, versetzte Franz. „Ich weiß, daß sie nur Leute mit breiter Brust und starken Armen nehmen. Beides habe ich nicht.“

Der Amtmann mußte diesen Beweis gelten lassen. Franz war von der Natur in der That mit ungewöhnlich dünnen Oberarmen begabt und eigentlich schmal von Brust. Diese Mängel konnten ihn deshalb wirklich vom Militärdienst befreien.

Wunderlich beruhigte sich also, und um nicht durch hartes Auftreten den Sohn in seiner Opposition zu bestärken, legte er sich jetzt auf Vorstellungen, von denen er erwartete, daß sie Eindruck machen würden. Franz zeigte jedoch eine Festigkeit, die ihm der Vater niemals zugetraut hätte und die seine Geduld nur zu früh zu erschöpfen drohte. Er betheuerte, daß man sein ganzes Lebensglück zerstören würde, wenn man ihn zum Studiren zwingen wolle. Der Gewalt werde er sich allerdings unterwerfen, denn er wolle nicht als ein ungehorsames Kind dem Zorne oder gar dem Fluche der Aeltern sich aussetzen, Freude aber werde man durch solchen Zwang niemals erleben. Ohne Neigung zu studiren sei ihm nicht möglich, er werde also sehr wenig lernen, faul sein, deshalb bestraft und verlacht und zuletzt als unverbesserlicher Taugenichts vielleicht gar von der Schule gejagt werden. Gestatte man ihm dagegen, seiner Neigung zu folgen, so hoffe er es zu etwas in der Welt zu bringen, und ein guter, seine Sache verstehender Oekonom nütze der Menschheit gewiß mehr als ein Mensch, der überall und doch nirgends recht zu Hause sei und dem man nachsage, er sei zwar durch alle Schulen gelaufen, habe aber überall Haare gelassen und sei zu keinem Geschäft tauglich.

Das ungefähr waren die Meinungsäußerungen, die

Franz während der langen Unterredung fest, wenn auch bescheiden vortrug. Ihm war nicht wohl dabei zu Muthe, denn er fühlte, daß über sein ganzes Lebensglück das Loos geworfen werde. Die Zähigkeit seines Erstgeborenen machte den Amtmann zuletzt unwirsch. Er stand auf, verließ mit großen, schweren Schritten, unter denen alle Dielen knackten und stöhnten, das Familienzimmer und flüchtete sich hinaus in den Baumgarten, theils um Luft zu schlucken, theils um sich innerlich abzukühlen. Diesen günstigen Moment benutzte die Mutter. Sie gab Franz einen Wink und folgte dem Vater als weise, mäßige, kluge Vermittlerin. Wenige Minuten später sahen die Kinder beide Aeltern Arm in Arm unter den Obstbäumen auf und nieder wandeln, den Vater stark ausschreitend und mit der rechten freien Hand heftig gestikulirend, die Mutter auf ihren rothsaffianenen Pantoffeln mit kleinen, schnellen Schritten nebenher trippelnd, den lieben Mann mit hellen Schelmenaugen anlächelnd und sanft und mild ihm gute, liebe Worte zuflüsternd.

Wunderlich's anfangs rascher und ungestümer Gang ward alsbald langsamer und ruhiger. Auch die heftigen Gestikulationen hörten auf. Dann sah er auf die kleinen Füßchen seiner Frau, fiel in das Tempo ihrer Schritte und wechselte den Fuß, um bequemer mit ihr fürbaß gehen zu können. Dies Alles waren untrügliche Zeichen

eingetretener Gesinnungsgleichheit, und wir dürfen wohl annehmen, daß das Verdienstliche dieser schnell bewirkten Einigung vorzugsweise der Frau Amtmännin zugeschrieben werden mußte.

Es vergingen noch einige Minuten und beide Aeltern lenkten, immer Arm in Arm gehend, ihre Schritte wieder dem Hause zu. Franz, der mit aufmerksamem Auge jeder Bewegung des Vaters gefolgt war, wußte jetzt, daß ein entscheidender Beschluß über ihn und seine Zukunft gefaßt worden sei. Ihm bangte jedoch nicht davor, da die zuversichtliche Haltung und die heitere Miene der Mutter ihm eher Gutes als Schlimmes verkündigten.

Eugenie hatte sich in der Zwischenzeit ernstlich mit ihrem jüngern Bruder beschäftigt und leise, aber eifrig mit ihm gesprochen. Theophil schien anfangs ebenso wenig auf das Zureden der Schwester wie der Amtmann auf die Vorstellungen seiner Frau hören zu wollen, Eugenie aber mußte wohl ein nicht geringes Ueberredungs- oder Beschwichtigungstalent von der Mutter ererbt haben, denn der sehr rechthaberische Theophil fügte sich bei guter Zeit und versprach, seine Meinung für sich zu behalten und Franz nicht weiter durch Redensarten oder Blicke zu ärgern.

Eben wendete sich die siegreiche Schwester trium-

phirend zu ihrem ältern Bruder, als die Aeltern wieder eintraten. Wunderlich zeigte ein heiteres Gesicht, obwohl ein Zug leichten Spottes auf seiner etwas aufgeworfenen Lippe stand.

„Gut, Franz", redete er seinen ältesten Sohn, ihm die Hand reichend, an. „Es soll Dir verstattet werden, Dich zu dem, was Du Deinen Beruf nennst, vorbereiten zu dürfen. Ein Jahr lang sollst Du Deinen Kopf aufsetzen dürfen, länger aber nicht. Das hab' ich ausgemacht mit der Mutter. Bringst Du's in dieser Zeit so weit in Deinem erdigen Metier, daß der Hofbesitzer von Ziedersdorf sagt, Du taugtest zu einem Oekonomen, so magst Du's in Gottes Namen bleiben Dein Leben lang. Lautet die Antwort conträr, wird auf der Stelle umgesattelt, der kleine Lateiner und die Grammatica Marchia tractirt, und ich lasse Dich mir nichts Dir nichts zu einem Theologen pauken, der's mit Abraham a Santa Clara und mit den berühmtesten Kanzelrednern unseres Kreises dreist aufnimmt. Wonach zu richten!"

Franz war hocherfreut über diese älterliche Beschlußfassung. Er gab dem Vater dankend die Hand und ein paar Thränen traten in seine Augen.

„Laß das Weinen", sagte in seiner barschen, aber gutmüthig gemeinten Weise der Amtmann. „Wer sein Lebelang mit Vieh zu thun haben und ein halb Dutzend

Knechte oder mehr, die alle nicht von feiner Sittenbildung sind, bei Raison erhalten will, der muß Haare auf den Zähnen, nicht aber Wasser im Auge haben. Nervöse Bauern sind schlechte Wirthe. Für sie passen grobdrähtig gezwirnte Nerven besser als feindrähtige. Das also nimm Dir zu Herzen, willst Du, daß ich meinen Willen mit einigem Respect dem Deinigen unterordnen soll."

Mit dieser wohlgemeinten Vermahnungsrede war die Frage vorläufig entschieden. Wunderlich versprach, an einem der nächsten Tage, sobald seine Geschäfte es erlauben würden, zugleich mit Franz, dem zukünftigen Forst- und Oekonomie-Eleven, wie er sagte, einen Besuch auf dem Ziedersdorfer Hofe zu machen, um mit dem Besitzer desselben hinsichtlich der Aufnahme seines Sohnes als Lehrling Rücksprache zu nehmen.

„Nimmt er Dich an, was ich hoffe", schloß der Amtmann, „so kannst Du schon in wenigen Wochen Deinen Einzug dort halten. An Sonn- und Feiertagen besuchst Du uns und theilst uns mit, was Du in der Kunst der Erdbebauung gelernt hast, in der sich auch Adam schon nach Kräften hervorthat, seitdem ihm der Honigtopf des Paradieses durch die Neugierde des einzigen Weibchens, das es damals gegeben haben soll, für immer entrissen worden war. Ja, die Weiber, die

Weiber! Ich sag' Dir, Franz, nimm Dich bei Zeiten und immer vor dem Weibervolke in Acht! Anfangs verdrehen sie einem den Kopf und später, wenn sie mit Schmeicheln und Lächeln Herr über uns geworden sind, ziehen sie uns das Fell oder die Nachtmütze über den Kopf! Also aufgeschaut und immer zu rechter Zeit Rechtsumkehrt gemacht!"

Franz hörte diesen Vermahnungen und Winken so andächtig zu, als würde ihm eine erbauliche Predigt gehalten, und da er wußte, daß der Vater es gern hörte, wenn auf solche Lebensregeln eine Antwort erfolgte, so versprach Franz, dem Vater in allen Dingen buchstäblich zu Willen zu sein, die Mutter aber bückte sich über ihr Strickzeug, als habe sie ein paar Maschen verloren. Indeß bemerkte Eugenie, daß sie nur so that, um hinter ihren Locken, die das Gesicht halb verdeckten, die lächelnde Miene zu verbergen, welche des Vaters Ausfall gegen die Frauenwelt hervorgerufen hatte.

Neuntes Kapitel.

Franz wird Eleve. — Ein Drohbrief und ein dunkles Geheimniß.

Es war spät im September. Schon begannen die Blätter zu fallen, am frühen Morgen glitzerte feiner Reif auf den Wiesen, und abends, wenn die Sonne hinter dem Gebirge niedersank, schwärmten ganze Schaaren von Zugvögeln über dem Walde, welcher die Feldmarke des Oekonomiehofs von Ziedersdorf begrenzte.

Franz Wunderlich hatte vor wenigen Tagen sein Probejahr überstanden. Jetzt war sein Schicksal entschieden, denn er selbst hatte dem Vater nach einer langen, vielfach aufregenden Unterredung sehr bestimmt erklärt, daß er Landmann werden wolle.

Der Amtmann billigte den Entschluß seines ältesten Sohnes nicht, obwohl er als verständiger Mann weit

entfernt war, ihn zu einer andern Laufbahn zu überreden. Aber es war kein freudiges Zustimmen in des Vaters kargen und kalten Worten. Franz hörte schon aus dem Tone heraus, daß der Vater sehr unzufrieden mit ihm war und daß er am liebsten sein väterliches Ansehen, ja seine väterliche Gewalt geltend gemacht hätte. Daß der Amtmann seine Opposition so weit nicht trieb, hatte der Sohn wahrscheinlich nur dem sanften Zureden seiner Mutter zu verdanken.

Zwei Tage verweilte Franz im Amthofe, um sich die Einwilligung des Vaters für immer zu sichern. Länger würde er nicht geduldet worden sein, auch wenn ihm Zeit übrig geblieben wäre; denn der Vater hatte persönlich die Stunde bestimmt, zu der er das Vaterhaus wieder verlassen sollte.

Kurz vor Sonnenuntergang erreichte der junge Forsteleve, wie der Amtmann seinen Sohn zu nennen pflegte, den Oekonomiehof in einer Stimmung, die ihm schon unterwegs mehrmals Thränen entlockt hatte. Er kam sich vor wie ein Verlassener, wie ein halb Verstoßener. Nicht einmal bis an die Thür des Amthofs hatte ihm der Vater das Geleit gegeben; nur die Hand reichte er ihm hin zum Abschiede, ohne von dem Actenbündel, in dem er blätterte, aufzublicken. Die Mutter ging mit ihm bis hinter die Kirchhofsmauer, dann mußte sie um-

kehren, um den Amtmann, der den ganzen Tag über sehr brummig mit allen Hausgenossen gewesen war, nicht zu erzürnen. Nur Schwester Eugenie hielt die Hand des Bruders in der ihrigen und schritt schweigend neben ihm fort bis auf die Höhe im freien Felde, von der man Ziedersdorf in der Ferne liegen sah. Hier umarmten sich die Geschwister noch einmal, blickten einander stumm und mit zitternden Lippen in die schwimmenden Augen und schieden endlich nur mit Händedruck und leichtem Kopfnicken.

Eugenie blieb noch geraume Zeit auf der Anhöhe stehen, um dem Bruder nachzusehen, der mit raschen Schritten den Rain entlang ging, welcher in vielfachen Krümmungen zwischen den leeren Feldern fortlief. Zweimal kehrte er sich um, und noch immer stand die Schwester, von Sonnengold umflossen, den rechten Arm erhoben, um mit der Hand über den Augen die Gestalt des Bruders bequemer verfolgen zu können, wie eine Statue. Kurz vor dem Birkengebüsch in der Niederung, die von einem plätschernden Bache durchrieselt ward, sah Franz noch einmal zurück, die Schwester aber erblickte er nicht mehr. Ein paar Thränen rieselten dem jungen Menschen über die noch bartlose Wange herab; denn so kühl, so theilnahmlos hatte er sich den Abschied vom Vaterhause, das er von jetzt an getroffener

Abrede nach nur alle Vierteljahre besuchen sollte, doch nicht gedacht.

Auf dem Oekonomiehofe sah den heimkehrenden Eleven Niemand kommen. Absichtlich ging er nicht über den großen, weiten Hof, auf dem immer einige Leute beschäftigt waren, sondern durch den Baum- und Gemüsegarten. Er wußte, daß die hintere Pforte, welche nach dem großen Fischteiche führte, in der Regel bis zum Eintritt der völligen Dunkelheit offen stand. War dies nicht der Fall, so kannte Franz den Kunstgriff, durch welchen sie sich öffnen ließ. Hinter der Taxushecke, welche den Blumen- von dem Gemüsegarten schied, konnte er sich unbemerkt nach der Hinterthür des alten Herrenhauses schleichen, über den dunklen Flur schlüpfen und so in sein Zimmer gelangen, das in einem Erkerausbau lag.

Gesehen wurde Franz wirklich nicht, seine Tritte aber hatten Mehrere gehört. Mithin konnte seine Anwesenheit den Bewohnern des Oekonomiehauses nicht lange verborgen bleiben.

Es lag auch keineswegs in der Absicht des jungen Eleven, sich zu verstecken, nur sammeln, ganz wieder zu sich selbst kommen und Herr seiner aufgeregten, verworrenen Gefühle werden wollte er, ehe er sich denen vorstellte, mit denen er nicht nur leben, sondern von denen

er auch lernen, in deren Launen er sich fortan schicken, deren Befehle er prompt und unbekrittelt befolgen sollte.

Er setzte sich ans Fenster, das er der scharfen Luft wegen schließen mußte, und folgte dem Spiel der Zugvögel, die in seltsamen Windungen über dem Walde kreisten, bald dunkle Wolken, bald breite, durchsichtige Geschwader bildeten, sich jetzt ballonartig aufschwangen, unmittelbar nachher wieder in scharf gezackten Linien pfeilschnell auf die Wipfel der Bäume niederschossen.

Seine Gedanken waren im Amthofe; sein Herz floß über von schmerzlicher Sehnsucht nach etwas längst Vergangenem und zugleich nach einer unklaren Zukunft, die seinem augenblicklichen Empfinden nach doch viel heiterer sein mußte als die ihn quälende Gegenwart, die sich ihm nur aus lauter unerfüllten Wünschen zusammensetzte.

Wider Willen mußte der junge Wunderlich immer wieder an die Worte Eugeniens denken, die ihm diese nach der fast lieblosen Verabschiedung vom Vater zugeraunt hatte: „Du bist einmal ein Stiefkind des Glücks!"

„Ja, das bin ich wirklich", sprach Franz zu sich selbst, seine heiße Stirn an die kalte Fensterscheibe drückend, „das bin ich gewesen, solange ich denken kann! Selbst das Glück schlägt mir zum Unglück aus. Mein Wunsch ist mir in Erfüllung gegangen, ich habe mir den Beruf

selbst wählen dürfen. Dennoch fühle ich mich nicht glücklich. Ich kann nicht froh sein in mir, nicht mit voller Liebe mich der Beschäftigung hingeben, die doch meinen Wünschen und meinen Naturanlagen entspricht. Woher dieser Zwiespalt in meiner Brust, der mich nie zu einem reinen Genusse kommen läßt?"

Es drängten sich Franz bei diesen Fragen, die er an sich selbst richtete, zwei Antworten auf einmal auf. Das widerwillige Zugeben des Vaters, der seine Söhne gern zu Gelehrten machen wollte, war ein Hemmniß, das oft die jugendlichen Kräfte des angehenden Landmannes lähmte. Das zweite Hinderniß stellte sich ihm im Oekonomiehofe selbst entgegen, und dies zu überwinden kostete mehr Geduld, Ausdauer und Selbstbeherrschung als das erste. Franz sah das sehr wohl ein und hatte sich, ehe er seinen unwiderruflichen Entschluß dem Vater mittheilte, wiederholt die Frage vorgelegt, ob es auch klug sei, in Verhältnisse sich einzuleben und aus denselben sich Fesseln schmieden zu lassen, die zu ertragen vielleicht manches erfahrenen Mannes Kräfte überstiegen hätten. Daß Franz dennoch dies Wagniß sich zutraute, war nur ein Beleg für das peinigende Unbehagen, das ihn in der letzten Zeit seines Aufenthalts im Amthofe niemals verlassen hatte.

Der Besitzer des Oekonomiehofs von Ziedersdorf

war ein grämlicher Herr von etwa sechzig Jahren. Man wußte, daß er seine Untergebenen streng behandelte, Niemand eine freundliche Miene zeigte und daß er überhaupt aller Freude abhold war. Allein Herr Bieberloh stand in dem wohlerworbenem Rufe eines ausgezeichneten Oekonomen. Zu ihm kamen weit und breit, selbst aus fernen Ländern begüterte, vornehme Land- und Forstwirthe, theils um die Ansichten Bieberloh's aus dessen eigenem Munde zu hören, theils um die Einrichtungen seiner Musterwirthschaft persönlich kennen zu lernen.

Alle jungen Männer, welche eine schwere Lehrzeit bei Bieberloh überstanden, hatten später Carrière gemacht. Freiwillig entlassen wurde von dem strengen Lehrmeister keiner. Das geschah immer erst nach wiederholten Bitten und auch dann selten in freundlicher Weise. Die besten Zeugnisse, welche der Oekonom von Ziedersdorf seinen Eleven ausstellte, damit sie sich weiter in der Welt versuchen konnten, enthielten noch immer einige tadelnde Bemerkungen. Indeß schadeten diese den entlassenen Zöglingen nicht. Man kannte die Art und Weise des unfreundlichen Mannes und legte auf die Launen, von denen er sich beherrschen ließ, kein Gewicht.

Franz hatte sich die größte Mühe gegeben, sich das Wohlwollen Bieberloh's zu gewinnen. Er war in allen

Dingen fügsam, bescheiden, zuvorkommend, pünktlich, denn das Alles verlangte der mürrische Besitzer des Oekonomiehofs. Oft freilich kam es dem Sohne des Amtmanns, der von seinem Vater auch eine Dosis Eigenwilligkeit ererbt hatte, schwer an, unverdienten Tadel unerwidert hinzunehmen, aber er that es aus Stolz, um seinem Vater zu zeigen, daß er sich zu beherrschen vermöge, weil es ihm Ernst war mit seinem Streben.

Dieses Sichfügen und gehorsam-willige Nachgeben des jungen Wunderlich machte jedoch auf Bieberloh gar keinen Eindruck. Seine Befehle lauteten stets gleich rauh, sein Tadel blieb immer derselbe, ja ein paarmal mußte Franz es erleben, daß Bieberloh ihn eine kriechende, schnurrende Katze nannte, blos weil er ihm unaufgefordert zuvorkommend einen kleinen Dienst leistete!

Solche Aeußerungen verwundeten den empfindlichen, eben erst fünfzehnjährigen Eleven tief und verleideten ihm seinen Aufenthalt im Oekonomiehofe. Hätte er seinem empörten Gefühle folgen dürfen, so würde er schon nach den ersten Wochen den Vater gebeten haben, ihn wegzunehmen und bei irgend einem andern tüchtigen Landmanne in die Lehre zu geben. Nur der Zorn des Amtmanns, den ein solches Verlangen ohne Frage erweckt hätte, ließ Franz schweigen und ihn Alles, was die Mißgunst des Geschickes ihm auferlegte, geduldig ertragen.

Gegen die Mutter und Schwester Eugenie war Franz offen gewesen. Er fühlte das Bedürfniß, sich auszusprechen und denen, die ihn verstanden, sein Leid zu klagen. Die tröstenden Worte beider flößten ihm auch Muth ein und erleichterten ihm die Bürde des Herzens, die er vom Amthofe mit nach Ziedersdorf zurücknahm.

Dennoch bedurfte Franz der Fassung, um Bieberloh unter die Augen zu treten. Dieser hatte ihn vor zwei Tagen zu barsch entlassen; seine Stimme hatte so höhnisch geklungen, daß es den armen Menschen fröstelte, wenn er daran zurückdachte.

Konnte der Empfang freundlicher sein? Darüber grübelte Franz noch lange nach, bis ein Klopfen an der Thür ihn aufschreckte.

„Wenn das Herr Bieberloh selbst wäre!“ schoß es durch seinen Kopf. Doch mußte er diesen Gedanken gleich selbst belächeln; denn Bieberloh pflegte nie an eine Thür zu klopfen. Auch war es nicht wahrscheinlich, daß er sich herablassen würde, seinen Lehrling zu besuchen.

Es klopfte ein zweites Mal, nicht lauter, eher schüchterner, und dennoch schwieg der junge Wunderlich. Er wollte wissen, wer in der schnell hereinbrechenden Dämmerung ihn zu sprechen wünschte.

Leise schlich er nach der Thür, erfaßte die Klinke

des altväterischen Schlosses und öffnete. Durch den Spalt schimmerte ein helles Gewand; ein rosiges Mädchengesicht mit großen, frommen Kinderaugen sah ihn lächelnd an, und eine sanfte Stimme sprach in großer Eile:

„Der Vater hat Dich gehen hören — laß ihn nicht länger mehr warten!"

Darauf glitt das schlanke Mädchen wie eine Lichterscheinung die Treppe hinunter und überließ den erschrockenen Franz seinen eigenen Gedanken.

Der Sohn des Amtmanns vermochte kaum zu athmen, denn er mußte sich jetzt auf einen sehr rauhen Empfang bei Bieberloh gefaßt machen. Wenn der mürrische Herr das junge Mädchen gar zu ihm geschickt hätte? Wie gern wäre Franz ganz heimlich wieder fortgeschlichen, nur um die nächste Viertelstunde nicht erleben zu müssen!

Viermal nahm er sich vor, das Zimmer auf und ab zu gehen, um sich zu sammeln. Dann wollte er festen Schrittes und offenen Auges unbefangen in das Kabinet seines strengen Herrn treten. Er mußte indeß achtmal die Runde machen, ehe er sich auf die Treppe wagte. Auch vor der Thür des Kabinets zögerte er noch, bis die weiße Hand des jungen Mädchens, das abermals über den Flur schwebte, ihn durch einen Wink zwang, seine Hand auf das Schloß zu legen.

Obwohl Franz wußte, daß es überflüssig sei, anzuklopfen, that er es doch. Jeden Nichtklopfenden empfing der launenvolle Herr des Oekonomiehofs noch barscher als den, der sich in so höflicher und allerwärts üblicher Form bei ihm anmeldete. Die Einladung, der Klopfende möge eintreten, unterblieb, wie immer.

Das Kabinet Bieberloh's entsprach ganz dem Charakter des Mannes, der es bewohnte. Es war unfreundlich, dunkel, verräuchert. In einem alten verschnörkelten Schranke von schwarz gewordenem Eichenholze befand sich die kleine, aber ausgesuchte Bibliothek des erfahrenen Oekonomen; denn wenn auch Bieberloh im Allgemeinen auf die gelehrten Landwirthe schimpfte, verachtete er doch die Wissenschaften nicht. Er schöpfte im Gegentheil gerade aus den besten Schriften über Oekonomie sein eigenes Wissen, bemühte sich Theorie und Praxis in Einklang zu bringen, prahlte aber niemals mit dem, was er aus Büchern gelernt hatte. Es war bei ihm Princip, daß Lernende gar nicht merken dürften, auf welche Weise ihr Lehrer und Meister zu seinem Wissen gekommen sei.

Neben diesem Bücherschranke stand eine Stellage von gewöhnlichem Fichtenholze, in deren einzelnen Fächern Getreideproben lagen.

Gegenüber diesen beiden Möbeln fiel ein Schreibpult in die Augen, das, wie Alles, was Bieberloh um

sich duldete, unmodern war. Ein Drehschemel mit sehr niedriger Lehne war der gewöhnliche Sitz des wunderlichen Herrn. Mobilien, wie sie die Bequemlichkeitsliebe der Neuzeit erfunden hat, fanden sich im ganzen Oekonomiehofe nicht.

Franz erblickte den strengen Gebieter bei seinem Eintritt auf dem Drehschemel vor dem geöffneten Pulte sitzen. Ein gewöhnliches Talglicht brannte ziemlich dunkel in metallenem Leuchter. Ein Brief, auf sehr grobes Papier geschrieben, lag vor Bieberloh, der seine Augen fest auf denselben heftete.

Ohne aufzublicken drehte sich der Oekonom mit seinem Schemel um, legte die Hände über der Brust zusammen und kehrte Franz sein kantiges, von Sonne und Wind stark gebräuntes Gesicht zu. Der Mann gewährte einen eigenthümlichen Anblick. Seine sehr breiten und dunkeln Lider bedeckten nämlich die Augen dergestalt, daß man glauben konnte, Bieberloh halte sie immer geschlossen. Dies war jedoch nicht der Fall. Eine üble Angewohnheit oder ein angeborener Naturfehler ließ ihn stottern, sobald er Jemand ansah. Nur mit niedergeschlagenen Augen konnte er ohne Anstoß sprechen. Daher mochte es wohl auch kommen, daß, wenn Bieberloh doch aufzublicken genöthigt war, sein Auge niemals ruhig und fest auf einem Punkte haftete. Der Blick des großen,

wohlgebauten, sehr dunkeln Auges war oft matt und vibrirend. Die Feinde Bieberloh's — und er besaß deren viele — sagten deshalb von ihm, er habe kein gutes Gewissen, und die Sünden, die ihn drückten, seien die alleinige Ursache seines stets irrenden Blicks wie seines Stotterns.

Der junge Wunderlich hatte gleich in den ersten Tagen seines Aufenthalts im Oekonomiehofe von den Jugendsünden des alten Herrn sprechen hören, ohne erfahren zu können, welcher Vergehen man ihn zeihe und ob man auch Grund dazu habe. Alle Dienstboten sprachen davon, denn Niemand liebte Bieberloh, weil er alle gleich streng und mit auffallender Lieblosigkeit behandelte. Im Uebrigen konnte Niemand über das Leben im Oekonomiehofe Klage führen. Die Kost war gut und in Ueberfülle vorhanden, der Lohn höher als bei andern Hofbesitzern. Auch wechselte Bieberloh nur dann seine Leute, wenn diese selbst es wünschten. So erklärte es sich leicht, daß es dem alten Herrn trotz seiner Laune, seines mürrischen Wesens und seiner Strenge doch niemals an tüchtigen Arbeitern gebrach.

„Wieder eingetroffen?“ redete Bieberloh den Sohn des Amtmanns an, indem sich die Augäpfel unter den niederhängenden Lidern bewegten und die starken, beinahe weißen Brauen zuckten. „Hättest Dich auch schon früher melden können.“

Franz war im hohen Grade erstaunt, seinen Lehrherrn in so ungewöhnlich sanfter Stimmung zu finden. So mild hatte er noch nie mit ihm gesprochen. Seine Furcht war augenblicklich verschwunden. Er bat um Entschuldigung, daß er sich dem Herrn nicht gleich vorgestellt habe, und fragte nach dessen Befehlen.

„Bleibst Du bei mir, bis Du etwas Rechtes gelernt haben wirst?" lautete Bieberloh's nächste, in demselben sanften Tone gehaltene Frage.

Franz entgegnete, er habe die Einwilligung des Vaters, seinen Neigungen folgen und sich unter Leitung des gnädigen Herrn — so titulirten alle Untergebenen den Besitzer des Oekonomiehofs — zum Land- und Forstwirthe ausbilden zu dürfen.

Bieberloh bewegte beistimmend sein ergrautes Haupt, ohne die Augen zu öffnen.

„Der Herr Amtmann ist verständig", sprach er, „nur muß man ihm Zeit lassen zu manchen Dingen. Es geht den meisten Menschen so; wär' es anders, so würde alle vernünftige Ordnung früh genug aufhören. Festes Regiment thut der Menschheit gut, das schlaffe Wesen, das anitzo aufkommen will und das man Freiheit nennt, ruinirt, und nimmt es überhand, so untergräbt es Gesetz und Religion! Bin nicht dafür. Darf's auch kein großer Grundbesitzer sein, solange ihm der Verstand treu

bleibt. Aber freilich, man macht sich dadurch verhaßt und heißt schlecht! Geht mich bei alledem nichts an; weiß ich doch, was ich will."

Bieberloh kehrte sich dem offenen Pulte wieder zu und griff nach dem groben Stück beschriebenen Papiers. Es aufhebend, fuhr er fort:

„Heißt Euer Nachtwächter nicht Spahnzel?"

Franz bejahte.

„Kann der Mann schreiben?"

„Ich weiß es nicht, gnädiger Herr."

Jetzt hob Bieberloh die schweren Augenlider und ein unruhiger Blick flatterte über den jungen Eleven hin.

„Auf dem Pa— Papiere da steht sein Na— Name", stotterte er und ließ die Lider wieder sinken. „Sieh zu und überzeuge Dich!"

Franz gehorchte, obwohl er sich gar nicht erklären konnte, wie er zu so unerhörter Ehre kam.

„Lies das ganze Geschreibsel", fuhr Bieberloh fort, als Franz nur einen flüchtigen Blick auf das Papier warf. „Ich will gerade von Dir hören, was Du dazu meinst. Du bist noch nicht verdorben und hast, glaub' ich, an Lügen und Verleumden noch kein Gefallen. Thu' mir also die Liebe und lies!"

Franz fühlte das Papier in seiner Hand und näherte sich dem dunkel brennenden Lichte.

„Lies laut, wenn Du die Krakelfüße entziffern kannst", befahl Bieberloh. „Es schadet nicht, wenn Du erfährst, was gewisse Leute von mir denken."

Diesem Befehle, der ja ein großes Vertrauen voraussetzte, mußte Franz Wunderlich gehorchen. Nicht ohne mehrmals zu stocken, las er das auffällige, ihm selbst ganz unverständliche Schreiben, dessen Verfasser sich Spahnzel nannte. Es lautete:

„So ich das Aufpassen am Tage nicht satt kriegen soll, verlange ich Milch und Butter umsonst die Woche! Mit dem Geiz kommt Keiner durch, und es ist auch schlecht, geizig zu sein. Das hübsche Ding, die Henriette —"

Franz stockte, ward roth und lies das Papier sinken.

„Immer lies!" befahl Bieberloh. „Das Kind weiß von nichts, obwohl sie mir das Geschreibsel selber gebracht hat."

„Das hübsche Ding, die Henriette", las Franz weiter, „muß Ihre wirkliche Tochter werden, sonst geht es schlimm. Also sperren Sie sich nicht länger! Man paßt auf und läßt Sie nicht aus den Augen. Bleiben Sie unerbittlich, so kann es Sie gereuen. Also gehen Sie in sich, Herr! Das räth Ihnen aus Menschenliebe der Tagedieb

Spahnzel."

Franz ließ entsetzt das Papier fallen. Er zitterte am ganzen Leibe.

„Nun, was meinst Du zu dieser Litanei?“ fragte der Oekonom, indem ein bitteres Lächeln über seine harten, unschönen Züge flog. „Hast Du mich wohl schon für einen Schuft gehalten?“

„Herr Bieberloh“, fiel Franz ein, „es muß ein ganz schlechter Mensch sein, der sich erfrecht, Ihnen in so abscheulicher Weise zu drohen, und den Namen eines gewiß ganz unschuldigen und harmlosen Mannes mißbraucht!“

Bieberloh reichte dem Eleven die Hand. Er hörte es dem Tone an, daß Franz unverhohlen seine Herzensmeinung aussprach.

„Du bist ein guter Junge“, sagte er, „und eben deshalb wollte ich gerade Deine Ansicht über das Geschreibsel hören. Erschreckt hat es mich nicht; man hat mir schon oft gedroht und doch nie etwas gethan. In einem Punkte aber muß ich dem unbekannten Schreiber doch halb und halb Recht geben.“

Die gesenkten Augenlider des Oekonomen hoben sich bei diesen Worten ein wenig, fielen aber, als er die Blicke des jungen Wunderlich fest und fragend auf sich gerichtet sah, sogleich wieder zu.

„Der Jette habe ich manchmal Unrecht gethan“, fuhr er fort. „Sie ist freilich nicht mein Kind —“

„Henriette ist nicht Ihre Tochter?“ unterbrach ihn Franz in großer Bestürzung.

Bieberloh schüttelte seinen grauen Kopf.

„Ich hab' mich des Mädels nur angenommen, damit es nicht verloren gehen möchte“, entgegnete er. „Hinter der Scheune hob ich's auf — ich selbst — mit eigenen Händen. Meine Frau ist gutmüthig, und sie ließ mir keine Ruhe, bis ich ihr versprach, das arme Ding ganz auf dem Hofe zu behalten. Ich dachte eine gute Magd oder eine tüchtige Verwalterin aus dem Mädel zu machen.“

Franz erschütterte diese Offenbarung dergestalt, daß er sich mit beiden Händen auf das alte Schreibpult stützen mußte. Er hatte die etwa siebzehnjährige Henriette für die einzige Tochter seines finstern, unzugänglichen Lehrherrn gehalten. Das liebliche, heitere, bescheidene und gegen alle Menschen freundliche Mädchen sprach ja immer von Vater und Mutter und ward ja auch von allen Hofbewohnern ganz wie die Tochter des Hauses behandelt. Und nun sagte ihm Bieberloh aus freiem Antriebe, sie sei ein gefundenes Kind, dessen Aeltern vielleicht längst gestorben waren, dessen Herkommen in undurchdringliches Dunkel gehüllt war! An den schweren Athemzügen des jungen Eleven hörte der Besitzer des Oekonomiehofs, daß er ihn erschreckt hatte.

„Brauchst Dich darum nicht zu grämen", fuhr er fort, abermals einen scheuen Blick durch den schmalen Spalt seiner Augenlider auf Franz werfend. „Kann und will mir's überlegen, was klüger ist, durch Drohen aber zwingen lasse ich mich nicht. Eher jage ich die Jette aus dem Hause!"

Die kantigen Züge Bieberloh's nahmen eine furchtbare Härte an, während sich die langen grauen Wimpern über den geschlossenen Augen unheimlich bewegten.

„Herr Bieberloh!" stammelte Franz. „Das unschuldige Kind —"

„Still!" unterbrach ihn der strenge Gebieter. „Du hast kein Urtheil zu fällen, Antwort nur wollt' ich von Dir haben."

Er machte eine kleine Pause, während er den grauhaarigen Kopf wieder heftig schüttelte. Dann fuhr er fort:

„Du mußt den Spahnzel zu mir führen, aber so, daß ihn keiner von dem Hofgesinde sieht."

„Wann befehlen Sie den Mann zu sprechen, gnädiger Herr?"

„Sobald wie möglich.

„Des Nachts oder mit Dunkelwerden?"

„Ehe er die erste Runde macht. Drüben bei Euch nehmt Ihr's wohl nicht so genau."

„Wenn Sie mir morgen für einige Stunden Urlaub geben wollten —"

„Hast ihn, hast ihn!" fiel Bieberloh heftig ein. „Schaff' mir nur den Mann zur Stelle, aber halte reinen Mund oder —"

Wieder verbreitete sich jener abschreckende Zug eiserner Härte über das Antlitz Bieberloh's, vor dem Franz sich schon häufig entsetzt hatte.

„Ich werde nur Ihren Auftrag ausrichten, gnädiger Herr", sprach er.

„Auch die Jette darf nichts erfahren!"

„Es würde das gute Kind schwerlich interessiren."

„Der Spahnzel kann sie aber leiden!"

„Wie alle Menschen, die Fräulein Henriette jemals in ihre sternhellen Augen sahen."

„Das weißt Du so genau? Dummer Junge!"

Bieberloh schlug mit geballter Faust so heftig auf das Schreibpult, daß der metallene Leuchter sich bewegte und das schon tief herabgebrannte Licht verlosch.

„Fort! Hinaus!" gebot der aufgeregte Herr. „Sei eingedenk meiner Worte und hüte Dich, gegen irgend Jemand Klage zu führen! Diese Brut! Wie die Raupen müßte man sie vertilgen! Drohen! Mir drohen! Als ob ich furchtsam wäre! Wartet! Ich will Euch zeigen, was ein Mann ist!"

Der qualmende Dunst des erloschenen Talglichts verursachte Bieberloh Husten. Er hörte die Thür des Kabinets leise zufallen und schlug die Augen auf. Es war finster im Zimmer, nur durch das Fenster, um das sich die eng verschlungenen Aeste eines Geißblattstockes rankten, schimmerte falbes Licht. Der Besitzer des Oekonomiehofs schloß sogleich wieder die Augen, legte die Hände alter Gewohnheit nach über der Brust zusammen und überließ sich lautlos seinen Gedanken.

Zehntes Kapitel.

Eine keimende Herzensneigung. — Anregende Unterhaltung.

Henriette, die Franz bisher für die Tochter seines Lehrherrn gehalten hatte, war das erste weibliche Wesen, dem er sich mit einer gewissen Zutraulichkeit anschloß. Im Amthofe gab es keine Gelegenheit, weibliche Bekanntschaften zu machen, denn Amtmann Wunderlich hielt auf Umgang mit Frauenzimmern im Allgemeinen nicht viel. Ihm genügte es vollkommen, neben der verständigen Hausfrau die Töchter um sich zu haben.

Gleich in den ersten Tagen that dem jungen Eleven die Freundlichkeit Henriettens wohl und ließ ihn das Drückende seiner Lage weniger stark empfinden. Henriette suchte den Knaben auf alle mögliche Weise zu erheitern. Je brummiger Bieberloh den Hausgenossen sich zeigte, je lauter er mit allen, die in seine Nähe kamen, schalt, desto freundlicher blickte das junge schlanke Mädchen die Gescholtenen an. Als sie gar ge-

wahrte, daß Franz einigemal mit thränenschweren Augen aus dem Kabinet Bieberloh's trat, reichte sie ihm mitleidig ihr eigenes Taschentuch und sagte theilnehmend:

„Nicht weinen, Franz! Wenn das der Vater sieht, wird er ganz bös!"

Für diese Theilnahme erwies sich der junge Wunderlich dem Mädchen erkenntlich. Es konnte ihm nicht schwer fallen, Henriettens kleine Liebhabereien zu errathen. Täglich zwei- bis dreimal sah er sie eine große Menge Tauben füttern, die in einem besondern Taubenhause mitten im Hofe nisteten. Er erfuhr, daß diese Thierchen Henriettens Eigenthum seien und daß sie durch Tausch anders gezeichnete Paare in möglichst großer Mannichfaltigkeit zu erhalten suche. Solche Paare dem freundlichen Mädchen zu verschaffen, war nun seine erste Sorge. Henriette dankte ihm für seine Bemühungen mit bezauberndem Lächeln und ersparte ihm durch rechtzeitiges Aufpassen manchen Verdruß.

Eine zweite Liebhaberei der Fee des Oekonomiehofs, wie Viele das liebe Mädchen nannten, waren Wachteln. Sie besaß ein altes Wachtelbauer, das neben dem Fenster ihres Schlafzimmers hing. Es war aber etwas niedrig, weshalb auch die besten Schläger bald verstummten und selten lange lebten.

Eines Tages klagte Henriette dem müden Eleven, als er abends vor der Thür saß, ihren Kummer.

„Mit einem größern Bauer, etwa in der Form eines gethürmten Schlosses, wie sie jetzt Mode sind, wäre geholfen", setzte sie hinzu, „aber der Vater hat kein Ohr dafür. Er nennt das unnütze Spielereien! Dadurch wird er mich zwingen, die Wachteln ganz abzuschaffen. Ich mag an den armen unschuldigen Thieren nicht zum Mörder werden. Aber es thut mir bis ins Herz hinein weh, wenn ich früh am Morgen nicht den Schlag einer Wachtel höre."

Franz war schnell mit einem Plane fertig. Er hatte für Handarbeiten ziemliches Geschick, hobelte gern in freien Stunden und schnitzte gut in Holz. Besser noch auf alle diese Künste verstand sich Spahnzel, von dem er Manches gelernt hatte. Diesem theilte er das Herzeleid Henriettens mit und veranlaßte ihn leicht, ihm ein Wachtelbauer nach dem Geschmack derselben verfertigen zu helfen. Eine Wachtel, die acht- bis zehnmal hinter einander schlug, ward auch gefunden und mit diesem Geschenk das glückliche Mädchen eines Morgens überrascht.

Bieberloh sah zwar das stattliche Bauer mit dem grünen Thurme und hörte auch den Vogel früh und am Tage schlagen, er fragte aber nicht, auf welche Weise

das Mädchen dazu gekommen sei. Desto dankbarer war Henriette dem aufmerksamen Geber. Es verging selten ein Tag, wo die beiden jungen Leute nicht unbemerkt einige vertrauliche Worte mit einander wechselten.

Ein Weh ganz eigener Art, dessen Entstehung sich Franz nicht zu erklären vermochte, erfüllte sein Herz, als er von Bieberloh erfuhr, daß dieses sanfte, liebe Mädchen nicht seine Tochter, sondern ein Findling sei.

Wer waren die Aeltern Henriettens? Lebten sie noch oder hatte sie der Tod hingerafft, noch ehe Bieberloh das verlassene Kind in sein Haus nahm? War Henriette den Aeltern durch einen Zufall verloren gegangen oder hatte man sie ausgesetzt, um sich ihrer für immer, sei's auch durch ein Verbrechen, zu entledigen?

Alle diese Fragen drängten sich dem jungen Wunderlich auf, noch während Bieberloh mit ihm sprach, und er fühlte sich elend wie nie zuvor. Ueber dem neuen Schmerze vergaß er sogar die tiefe Betrübniß, in die ihn der eisigkalte Abschied des Vaters, der sich mit der Wahl seines Berufs nun einmal nicht einverstanden erklären konnte, versetzt hatte.

Auf dem geräumigen Hausflur schon trat ihm Henriette entgegen. Sie mußte auf ihn gewartet haben, denn eine Beschäftigung für das junge Mädchen gab es in so später Abendzeit nicht mehr.

Franz stellte sich, als gewahre er die liebliche Erscheinung nicht. Er sollte und mußte ja schweigen von Allem, was Bieberloh ihm mitgetheilt, und doch drängte es ihn, sich gegen eine theilnehmende Seele auszusprechen! Da vertrat ihm Henriette den Weg.

Sie war so aufgeregt, daß sie kaum zu sprechen vermochte.

„Wie empfing Dich der Vater?" redete sie ihn stotternd an und streckte ihm beide vor Angst kalt gewordene Hände entgegen.

Franz erfaßte sie, und wenig fehlte, so hätte er Henriette an seine Brust gezogen.

„Sehr gnädig", versetzte er, seine Finger mit denen des jungen Mädchens verflechtend. „Herr Bieberloh hat mich mit einem sehr wichtigen Auftrage beehrt."

„Der Vater Dich?"

„Sie weiß nicht einmal, daß der strenge, finstere Mann nicht ihr Vater ist!" dachte Franz und seine Theilnahme, sein Mitleid mit Henrietten steigerte sich.

„Nie sprach er noch so freundlich mit mir", fügte er hinzu.

„Dann ist er krank oder sehr, sehr unglücklich, der arme Vater!" hauchte Henriette. „Wenn nur der Brief —"

„Weißt Du von ihm?"

„Ich fand ihn heute früh auf der Gartenbank und

glaubte, der Vater habe ihn vergessen oder verloren. Später erschreckte mich das Aussehen des Vaters; er fragte wohl sechsmal des Tages nach Dir, obwohl er wußte, daß Du nicht im Hause warst. Es muß von Dir in dem Briefe die Rede sein. Gewiß will Dich Jemand verleumden."

„Von mir steht kein Wort in dem Briefe", sprach Franz in bekümmertem Tone.

„Hast Du ihn gelesen?"

„Herr Bieberloh verlangte es."

„Er enthält böse Nachrichten?"

„Das nicht, aber dunkle."

Die zur Küche führende Thür ging jetzt auf, und die erlöschende Glut des Herdfeuers warf ein grellrothes Streiflicht auf den Flur und die beiden Sprechenden. Erschrocken zogen sie sich gegen die Treppe zurück, deren unterste Stufe Henriette als Sitz benutzte.

„O, ich habe oft solche Angst", sprach sie gepreßt und drückte beide Hände flach gegen die Brust, „Angst um den Vater und auch um Dich! Auf mich achtet Niemand, deshalb höre ich oft mehr, als ich wohl soll. Und der Vater hat so viele Feinde, recht alte Feinde, die er wohl gar nicht kennt."

Das war ein Anknüpfungspunkt, den Franz gern benutzt hätte, um etwas Näheres über die persönlichen

Angelegenheiten Bieberloh's zu erfahren, soweit Henriette durch Hörensagen Kenntniß davon haben konnte. Das strenge Verbot des strengen Gebieters aber legte ihm Schweigen auf und hielt ihn auch von jeder neugierigen Frage ab.

„Das Dunkel wird sich bald aufhellen", sprach er in beruhigendem Tone. „Ich kann vielleicht etwas dazu beitragen, und deshalb war Herr Bieberloh auch so gnädig."

„Wie wäre das möglich! Der Vater entdeckt sich Niemand."

„Du mußt nicht fragen, Jettchen!"

„Wenn ich nur ruhig sein könnte, auch um Dich! Es ist Gefahr dabei, ich weiß es!"

„Wobei?" fragte Franz rasch und befehlend.

„Wenn Jemand vom Vater bevorzugt wird", lautete des Mädchens weinerliche Antwort.

Franz schwieg einige Augenblicke. Dann erfaßte er nochmals zutraulich die Hand Henriettens, die wieder aufgerichtet vor ihm stand, und ging an ihrer Seite über den Flur nach der Hofthür. Der Flur war finster und Niemand konnte die leise Sprechenden beobachten.

„Beruhige Dich meinetwegen", sprach er; „ich will schon vorsichtig sein und es Niemand merken lassen, daß Herr Bieberloh mir Vertrauen schenkt. In einigen

Tagen schon wird das Dunkel des Schreibens, das ich freilich noch weniger verstehe als der gnädige Herr, aufgehellt sein, und dann wirst Du gewiß recht glücklich."

„Ich?" rief Henriette so laut, daß sie vor ihrer eigenen Stimme erschrak.

Die Thür zur Küche ging abermals auf, und vom Herdfeuer bestrahlt erblickte jetzt Franz außer den ihm bekannten Mägden einen Mann in fremdländischer Tracht, der ungewöhnlich markirte Gesichtszüge hatte, das sehr dunkle, glänzende Haar zu beiden Seiten glatt herabgekämmt und einen starken Schnurrbart trug. Ein flacher Hut mit breiter Krempe bedeckte sein Haupt. Der Fremdling saß auf dem Herde und aß mit rundem blechernen Löffel, wie deren sich alles Gesinde auf dem Oekonomiehofe bediente, Suppe aus einem irdenen Topfe, den er auf dem Schooße hielt.

„Wer ist der Mann?" fragte Franz verwundert das junge Mädchen, denn er erinnerte sich nicht, ihn jemals gesehen zu haben.

„Ein ungarischer Händler", versetzte Henriette. „Es kehren deren von Zeit zu Zeit auf dem Oekonomiehofe ein, wo die Mägde sich beschwatzen lassen, ihnen allerhand Pulver abzukaufen, die gegen jegliche Krankheit der Nutzthiere helfen sollen. Sie nennen sich alle Janosch oder werden von unsern Leuten so genannt. Manchmal

sah ich auch den Vater mit diesen Fremden, vor denen ich mich fürchte, verkehren. Sie sprachen dann immer sehr lebhaft mit einander, aber in einer Sprache, die ich nicht verstand. Gewöhnlich gab der Vater Geld und erhielt dafür eine ihrer Büchsen, die er aber regelmäßig zerschlug und deren Inhalt er wegschüttete. Heiter sah ich den Vater niemals nach solchem Besuche der Ungarn, im Gegentheil, er wurde eher heftig, zankte mit Jedermann und hat mich sogar in Augenblicken starker Aufregung trotz des Abmahnens der Mutter mehrmals geschlagen."

Bei dieser Rückerinnerung an ihr geschehenes Unrecht traten ein paar Thränen in Henriettens Augen, die jedoch Franz nicht gewahrte, da die Küchenthür von einer der Mägde wieder geschlossen worden war. Das Gehörte aber, so harmlos auch das junge Mädchen es vorbrachte, gab ihm viel zu denken.

Lange vor seinem Einzuge auf dem Ziedersdorfer Oekonomiehofe hatte er von seinem eigenen Vater die Kenntnisse Bieberloh's loben hören, die sich dieser erfahrene und nach damaligen Begriffen auch vielgereiste Mann in fremden Ländern erworben. Bieberloh war in Polen, in Oesterreich und auch in Ungarn gewesen. An der Theiß hatte er auf den großen Gütern eines der reichsten Magnaten lange Jahre als allein gebie-

tender Verwalter fungirt. Von daher schrieb sich das Vermögen des schwer zu ergründenden Mannes. Denn noch vor seiner Rückkehr aus dem fernen Lande der Mayaren, von dem die Wenigsten etwas Bestimmtes wußten, kaufte Bieberloh den Oekonomiehof und begann hier seine neue Musterwirthschaft, von welcher bald weit und breit alle Land- und Forstwirthe sprachen. Amtmann Wunderlich war der Erste und Einzige, der es eines Tages wagte, den neuen Nachbar, mit dem ihn geschäftliche Angelegenheiten bisweilen zusammenführten, lateinisch anzureden. Bieberloh, überrascht, gab in derselben Sprache, nur freilich in ungarischem Küchenlatein, Antwort, und seitdem erklärte der Amtmann, der, wie wir wissen, auf klassische Bildung den größten Werth legte, den Besitzer des Oekonomiehofs für den einzigen wirklich gebildeten Mann in der ganzen Umgegend, die gelehrten Pastoren, denen er übrigens gern etwas anhing, wenn er Gelegenheit dazu fand, natürlich ausgenommen.

Henriettens Mittheilung erhielt, gedachte Franz des mit Bieberloh gepflogenen Gesprächs, Bedeutung, und ein furchtbarer Verdacht stieg in der Seele des noch unentwickelten Jünglings auf, der bisher immer alle Menschen für gut gehalten hatte, wenn er sich auch nicht jedem unbedingt anschließen mochte.

War der späte Besuch des finstern, schlanken Ungars, der sich unbemerkt in die Küche des Oekonomiehofs eingeschlichen haben mußte, ein zufälliger oder lag demselben eine Absicht, vielleicht gar eine böse zu Grunde? Wußte Bieberloh von der Anwesenheit des Ungars oder hatte man ihm nichts davon gesagt? Weshalb wich der Besitzer des großen Gutes jeder Frage aus, die sich auf ungarische Zustände bezog? Hatte er dort viel Trübes erlebt, an das er nicht mehr erinnert sein mochte, oder klebte an dem vielen Gelde, das er aus jenem fernen Lande mitgebracht hatte, ein Fluch? Das Alles waren Fragen, die sich Franz jetzt aufdrängten und die ihn nur deshalb erschreckten, weil Bieberloh ihn so ganz unerwartet zu seinem Vertrauten erwählte.

Von Henrietten konnte Franz nichts erfahren. Auch leuchtete ihm ein, daß es unklug sein würde, dem nichts ahnenden Kinde irgend etwas von dem zu sagen, was Bieberloh vielleicht wider Willen dem Sohne des Amtmanns verrathen hatte.

Es war ein Glück, daß ein lautes Husten die beiden jungen Leute von dem Hausflur verscheuchte, sonst würde sich Franz doch am Ende noch aus reiner Theilnahme an Henriettens Geschick zu Fragen haben verleiten lassen, welche diese im glücklichsten Falle nur beunruhigen konnten.

Lautes Husten war stets ein Zeichen, daß Bieberloh

aufgestanden war und sich anschickte, nach dem Wohnzimmer zu gehen, wo er sich nur mittags und abends einfand. War er bei Laune, dann rauchte er aus einer werthvollen Meerschaumpfeife, die ebenfalls aus Ungarn stammte, ungarischen Tabak, an den er sich dergestalt gewöhnt hatte, daß er ihn nicht ganz entbehren konnte. Verstimmte ihn etwas oder war er voll Aerger und Verdruß, so fing er, unabläßig auf und nieder gehend, Fliegen, deren es, selbst im Winter, immer die Menge gab, und amüsirte sich damit, daß er Cordula, seiner stets geduldigen und offenbar leidenden Frau den Faden zerriß, den die unaufhörlich Thätige auf der Spindel spann. Henrietten, die abends sich ebenfalls am Spinnrade beschäftigen mußte, ward diese Ehre gleichfalls, doch seltener zu Theil.

Heimliche Gespräche duldete Bieberloh nicht, obwohl keine zwei Personen auf dem Oekonomiehofe lebten, die nicht mit einander flüsterten. Wer sich überhaupt mittheilen wollte, dem blieb etwas Anderes kaum übrig, nur hütete sich jeder, von dem mürrischen Herrn im Flüstergespräch mit Andern betroffen zu werden.

Schnell drückte Franz Henrietten noch einmal die Hand und lief mit den Abschiedsworten: „Morgen mehr! Gute Nacht!“ der Treppe zu, während Jettchen lautlos nach dem Zimmer der Mutter huschte.

Gleich darauf vernahm Franz, der lauschend am Treppengeländer stehen blieb, die schlurrenden Schritte Bieberloh's, welcher langsam in dicken Pelzstiefeln, die er im Herbst und Winter trug, denselben Weg einschlug.

Elftes Kapitel.

Im Familienzimmer. — Franz wird als Dieb ertappt und erhält einen Auftrag.

Cordula Bieberloh, einem verarmten Adelsgeschlecht entsprossen, war eine kaum mittelgroße, zarte Gestalt, die wenig zu dem muskulösen, breitschultrigen und abstoßend finstern Mann paßte, an den sie mehr die Verhältnisse als wirkliche Neigung gebunden hatten. Ihre bleichen, leidenden Gesichtszüge, die Resignation und Ergebung ausdrückten, ließen sie älter erscheinen, als sie war. Sie zählte reichlich die doppelte Zahl der Jahre, welche Henriette zurückgelegt hatte. Auf dem Oekonomiehofe wußte man, daß Cordula fromm war und der Kirche mit aufrichtiger Hingebung anhing. Bieberloh nannte sich evangelisch-lutherisch, eigentlich aber bekümmerte er sich um gar kein religiöses Bekenntniß. „Religion ist Meinungssache", pflegte er zu sagen, „und darum

hat sie für mich gar keinen Werth. Ich bin von jeher ohne sie fertig geworden und glaube nur, was ich sehe. Aber ich lasse dabei als verständiger Mann Jedem seinen eigenen Glauben, ganz besonders den Frauenzimmern."

Bei solchen Ansichten wäre Cordula vielleicht eine recht glückliche Hausfrau und Gattin geworden, hätte sie nicht das Bedürfniß gefühlt, ihren Glauben vor aller Welt zu bekennen. Bieberloh hinderte sie nicht daran, aber er nannte sie Närrchen, wenn sie ihn bat, er solle sie mit zur Kirche begleiten, die über eine halbe Stunde vom Oekonomiehofe entfernt lag, warf seine Büchse über die Schulter und ging in den Forst, um den Waldfrevlern das Handwerk zu legen.

Wie in den meisten Dingen, ging Bieberloh auch dabei ganz seine eigenen Wege, die mit den gesetzlichen Vorschriften gegen Waldfrevel durchaus nicht im Einklange standen. So oft er nämlich einem solchen Sünder begegnete, schlug er die Büchse auf ihn an und zwang ihn zum Stehen. Darauf begann ein kurzes und scharfes Examen, das mit dem Befehl endigte, nicht nur das ohne Erlaubniß abgebrochene Holz, sondern wenigstens die doppelte Bürde, die regelmäßig kaum zu heben war, auf die Schultern zu laden und heim zu tragen. Jeden Waldfrevler, den Bieberloh auf seinen sonntäglichen

Forstgängen traf, begleitete er bis an die Thür seiner Wohnung, unterhielt sich ganz freundlich, ja leutselig mit ihm, ließ ihn aber keine Sekunde lang ausruhen. Ohne Rast zu halten, mußte die übermenschlich schwere Last von dem Uebertreter des Gesetzes nach Hause getragen werden. Wem das nicht glückte, den zwang der unbeugsame Herr des Oekonomiehofs, sobald er kraftlos zusammenbrach, alles Holz in kleinern Portionen wieder zurück in den Wald zu schaffen, wobei er ihn mit allen nur denkbaren Schimpfnamen und Scheltworten überhäufte. Es kam vor, daß so Gequälte bald nach ihrer Heimkehr ernsthaft erkrankten. Manche blieben siech und mußten sich kümmerlich forthelfen. Den Waldfrevel aber hatte Bieberloh schon nach wenigen Jahren durch seine eigenthümliche Methode allen holzbedürftigen Armen vollständig abgewöhnt.

Von dieser charakteristischen Bestrafung der Holzdiebe erfuhr Cordula nichts, denn in demselben Grade, wie der Besitzer des Oekonomiehofs von dem gemeinen Manne gehaßt ward, der ihn für ein böses Wesen hielt, liebten alle die sanftmüthige, stille, gegen Jedermann gefällige und mildthätige Gattin desselben, deren Loos alle beklagenswerth nannten. Die kalte Art und Weise aber, wie Bieberloh Cordula von sich wies, entfremdete ihn der weichmüthigen Frau schon im ersten Jahre ihrer Ehe.

Cordula klagte indeß nicht. Sie trug mit wahrhaft christlicher Geduld ihr keineswegs beneidenswerthes Loos und bemühte sich, wo sie es irgend vermochte, als Vermittlerin aufzutreten.

Die Ehe blieb kinderlos, und das mochte wohl mit ein Grund sein, das kleine schreiende Mädchen als eigenes anzunehmen, das man eines Tages hinter der großen Scheune fand.

Mit Jettchen beschäftigte sich Cordula viel. Bieberloh war ganz damit zufrieden. Die Frau, die ihm häufig verweinte Augen gezeigt hatte, was er nicht leiden mochte, hatte jetzt mit dem kleinen Geschöpf etwas zu thun. Cordula's Thränenquell versiegte, sie lächelte sogar, wenn Bieberloh in den Hof trat und sie ihm das gut gedeihende Kind am Fenster zeigte, und mit einer lächelnden Frau ließ sich schon auskommen.

Die Erziehung Henriettens überließ Bieberloh seiner Frau ganz allein. Er gab ehrlich zu, daß er gar nichts davon verstehe, auch der vielen Unbequemlichkeiten wegen, die kleine Kinder verursachen, nichts damit zu schaffen haben wolle.

So kam es, daß Henriette der Kirche ebenso innig und gläubig anhing wie ihre Pflegemutter.

Henriette fand die Mutter, als sie sich von Franz trennte, mit Lesen beschäftigt. Das kam nicht gerade

häufig vor, denn Bücher, welche Frauen anziehend finden konnten, gab es auf dem Oekonomiehofe nur wenige.

Beim Erblicken Jettchen's legte Cordula das Buch schnell beiseite, nickte ihr liebevoll zu und sagte:

„Du bist aber ungewöhnlich lange auf Deinem Zimmer geblieben. Eben wollte ich Dich rufen, weil ich fürchtete, es könne Dir etwas zugestoßen sein. Hast Du mit Franz gesprochen?"

Kaum hatte Jettchen bejaht, als sich der scharfe Husten und das Schlurren der trägen Füße des Hausherrn vor der Thür hören ließen und Bieberloh in seinem kurzen Hauspelze, der nur die halben Schenkel bedeckte, eine Mütze von dunkelgrünem Sammt auf dem struppig grauen Haar, ebenfalls eintrat und, ohne den freundlichen Gruß der sanften Cordula zu erwidern, sein Hin- und Herschlürfen begann und Fliegen fing. So oft er eine erhaschte, zerdrückte er ihr die Flügel und ließ sie fallen. Ob er sie getödtet hatte oder nicht, war ihm gleichgültig.

Henriette nahm ihren gewohnten Platz unfern des sehr großen Kachelofens ein, der ganz nach alter Sitte construirt und nur mit Holz geheizt ward. Ein blank polirter sogenannter Ofentopf von getriebenem Kupfer war der Bequemlichkeit wegen in denselben eingemauert,

damit man jederzeit warmes Wasser bei der Hand habe.

Da Bieberloh sich unverkennbar in übelster Laune befand, wagte die geduldige Cordula nicht einmal, ihn zu fragen, ob er die übliche Abendpfeife zu rauchen wünsche.

Jettchen ließ ihr buntgemaltes Rädchen schnurren und Frau Cordula sah ihre Milchbücher durch.

Nachdem Bieberloh verschiedene Male das sehr geräumige Zimmer in allen Richtungen durchschlürft hatte, ohne besonders viele Fliegen zu erhaschen, trat er an den Tisch, stemmte sich mit beiden Händen darauf, hob die immer gesenkten Lider etwas und sagte zu Cordula:

„Ich muß verreisen."

Die so plötzlich Angeredete erschrak vor der scharfen Stimme des Gatten, schob die Bücher zurück und entgegnete verwundert:

„Jetzt? In ökonomischen Geschäften?"

Bieberloh hatte die Lider schon wieder sinken lassen.

„In eigenen, in widerwärtigen Geschäften", lautete seine Antwort, die verbissen klang. Gleichzeitig begann er sein Umherschlürfen wieder, ließ jedoch die summenden Fliegen in Ruhe. „Es wird Zeit, daß ich ein Ende mache", fuhr er fort. „Du weißt, womit."

Nun erhob sich Cordula und gesellte sich zu dem

ruhelos Wandelnden, der mit den fast geschlossenen Augen einem Schlafwandelnden glich. Jedem nicht daran Gewöhnten mußte dieser Anblick unheimlich vorkommen.

„Wolltest Du Dein Wort wahr machen, das Du schon einmal fallen ließest?" fragte Cordula den finstern Gatten besorgt. „Ich würde schwer darunter leiden. Das Kind ist so gut!"

Henriette horchte auf, ohne ihr Spinnrad anzuhalten. Ein unerklärliches Bangen ließ sie vermuthen, daß von ihr selbst die Rede sein könne.

Bieberloh murmelte unverständliche Worte, deren Sinn wahrscheinlich selbst die neben ihm gehende Cordula nicht errathen konnte. Dann sprach er vernehmlich weiter:

„Ich weiß, daß wieder einer meiner Widersacher in der Nähe ist. Sie wollen mich zwingen und wagen das Aeußerste. Aber ich trotze ihnen doch! Was ich thue, thue ich aus freiem Entschlusse, nicht weil Andere es verlangen oder Andern zu gefallen."

Cordula wußte auf diese dunkle Rede wahrscheinlich nichts zu antworten, denn sie fragte leise:

„Wann gedenkst Du zu reisen?"

„In einigen Tagen, sobald ich der Fährte sicher bin, auf der ich pirschen will. Glückt es mir — hui — dann soll es eine lustige Hetzjagd geben!"

Bieberloh sprach die letzten Worte heiser und zischend. Die Augenlider hoben sich ganz und ein unheimliches, wildes Feuer leuchtete aus den großen schwarzen Augen.

Henriette wagte nicht aufzublicken. Schneller ließ sie das Rad umschwingen, um nicht den Anschein zu geben, als achte sie auf ein Gespräch, das wenigstens nicht in der Absicht, es einen Dritten hören zu lassen, geführt wurde.

„Nur setze Dich nicht aus, Bieberloh!" erwiderte mit ihrer sanften Stimme Cordula. „Ich bin nicht daran gewöhnt, ohne Dich hier zu leben und zu wirthschaften, und Du weißt, daß ich mich ängstige, wenn ich weder Ziel noch Zweck Deiner Thätigkeit kenne."

„Wohin ich gehe, kannst Du errathen", versetzte der finstere Hausherr. „Meine Wege gehen immer nach einer Richtung. Habe ich doch schon gesagt, daß ein Widersacher herumschnüffelt."

„Wenn Du mir volles Vertrauen schenken wolltest?" flüsterte Cordula.

„Geschäfte sind nicht für Weiber", fiel Bieberloh barsch ein, „am wenigsten solche, von denen nicht gesprochen werden darf."

„Ich könnte Dir aber doch vielleicht einen Rath oder einen Wink geben."

Der Besitzer des Oekonomiehofs schüttelte heftig den Kopf.

„Kannst es nicht und sollst es nicht!“ sagte er finster. „Ich ganz allein muß damit fertig werden und will es auch, wenn man der Vernunft Gehör schenkt. Zuvor aber muß ich wissen —“

Er stockte und blieb mitten im Zimmer stehen. Unter den wenig gehobenen Lidern warf er einen fragenden Blick auf seine Frau. „Hältst Du Franz Wunderlich für einen ehrlichen Jungen?“ fuhr er fort.

„Für die grundehrlichste Seele!“ betheuerte Cordula.

Henriette hielt ihr Spinnrad an, um den abgerissenen Faden auf dem Garn wieder aufzusuchen.

Diese Antwort schien Bieberloh's Beifall zu haben.

„So will ich's einmal mit der Jugend wagen“, fuhr er fort. „Er soll mein Spion sein, und bin ich mit ihm zufrieden, werde ich mich anständig abfinden.“

„Nur stürze den jungen Menschen nicht in Gefahr!“ flehte Cordula. „Ihm fehlt alle Erfahrung und manchmal glaube ich, er ist recht unglücklich.“

„Das Leben wird ihn schon in die Schule nehmen“, entgegnete Bieberloh. „Je früher ein junger Mensch die Rauhheit desselben kennen lernt, desto leichter härtet er sich ab. Mich freut's, daß der Junge willig ist. Seine Zusage habe ich schon.“

Cordula setzte sich wieder an den Tisch und fuhr in ihrer Lectüre fort. Bieberloh durchschritt allein in hergebrachter Weise das große Zimmer, blieb manchmal in Jettchen's Nähe einige Sekunden stehen, als habe er die Absicht, ihr eine Mittheilung zu machen oder eine Frage an sie zu richten, und riß ihr endlich durch einen raschen Schlag seiner eisenharten Finger den Faden ab.

„Meine Pfeife!" befahl er, nicht mürrisch, sondern in einem zutraulichen Tone, und als Jettchen aufstand, um dem Befehle ihres Adoptivvaters nachzukommen, die Pfeife zu holen und, was sich von selbst verstand, sie auch mit Tabak zu füllen, nahm er die Stelle des jungen Mädchens ein und ließ das Spinnrad in höchst bedenklich rascher Weise sich drehen.

Ein derartiger Eingriff in weibliche Arbeiten that Cordula stets in der Seele weh, denn ihr sonderbar gearteter Gatte ruinirte Alles, was er zum Scherz angriff. Man mußte ihn aber ruhig gewähren lassen, wollte man nicht einen gewaltigen Sturm im Hause erregen. Wie aber auch die sparsame Cordula darüber denken und wie sehr sie der unnütz vergeudete prächtige Flachs dauern mochte, immer war Bieberloh's Thätigkeit am Spinnrade ein Zeichen, daß seine Laune sich gebessert habe und daß in den nächsten Stunden gutes Umgehen mit ihm sein werde.

Jettchen beeilte sich, dem Wunsche des Vaters nachzukommen. Sie trat schon nach einigen Minuten mit der wohlgestopften Pfeife in der Hand vor den emsigen Spinner, ein brennendes Spänchen in der andern haltend. Diese Pfeife war ein Kabinetsstück. Bieberloh ging daher auch mit seinem Meerschaumkopfe, der einen türkischen Pascha mit langem Barte darstellte, sehr vorsichtig um. Er stieß, nach der Pfeife langend, das Spinnrad um und brachte dadurch das Garn auf der Spule in gründliche Unordnung. Sich in eine dicke Tabakswolke hüllend, überließ er dem jungen Mädchen, mühsam zu ordnen, was er mit Absicht verdorben hatte.

Cordula saß, während dies vorging, gebückt über ihrem Buche und strickte. Da begann der zottige Hofhund, den Bieberloh Ali genannt hatte, laut zu bellen und an der Laufstange vor dem Pferdestalle mit klirrender Kette auf und ab zu rennen.

Bieberloh horchte auf und blickte so groß um sich wie selten. Dann schlürfte er in seinen großen Pelzstiefeln nach der Thür, um die Ursache des ungewohnten Bellens zu erfahren. Kaum aber hatte er die Thür geöffnet, so beruhigte sich Ali schon wieder. Die Kette klirrte nicht mehr und man hörte den Hund vergnüglich knurren, was er nur that, wenn bekannte Personen in seine Nähe kamen. Gleich darauf trat Franz aus dem Pferdestall.

Der Lehrherr warf einen kurzen scharfen Blick auf den Sohn des Amtmanns, den Franz ruhig ertrug.

„Warum lärmte der Hund so gewaltig?“ fragte Bieberloh den Eleven. „Es muß ein fremder Mensch im Hofe sein. Ist das Thor verriegelt?“

„Fest und sicher, gnädiger Herr“, versetzte Franz unerschrocken. „Im Hofe war Niemand, ich habe nachgesehen, aber auf der Rückseite des Hauses im Baumgarten hörte ich gehen.“

Bieberloh trat wieder zurück ins Zimmer und zog die Thür hinter sich zu, ohne Franz einzuladen, näher zu kommen. Die Antwort des Lehrlings mußte ihn beruhigt haben, und das genügte diesem, so weh es ihm auch that, daß ihm nicht einmal eine Einladung in das Familienzimmer von dem strengen Lehrherrn zu Theil ward, der ihn doch eben erst eines seltenen Vertrauens gewürdigt hatte. Franz kannte die Ursache des unruhig gewordenen Hundes, wollte sie aber dem Herrn des Oekonomiehofs nicht sagen, weil er ihn damit zu erzürnen fürchtete. Der fremde Mann mit dem breitkrempigen Schlapphute, den er am Küchenherd zwischen Knechten und Mägden gesehen hatte, war leise aus der Hinterthür geschlüpft und hatte sich durch den Baumgarten entfernt.

Unbedingten Gehorsam und Pünktlichkeit verlangte

Bieberloh von allen seinen Leuten. Wer in dieser Beziehung, ohne sich antreiben oder erinnern zu lassen, seine Pflicht that, fand Gnade vor dem Herrn, obwohl dieser äußerst selten ein Wort der Anerkennung sich entlocken ließ.

Es war Brauch und gewissermaßen Gesetz auf dem Oekonomiehofe, daß früh mit dem Glockenschlage vier alle Hausgenossen in voller Thätigkeit sein mußten. Nur in den kurzen Wintertagen ward von dieser Regel eine Ausnahme gemacht, weil es Bieberloh ungern sah, wenn an feuergefährlichen Orten längere Zeit Licht gebrannt wurde. Eine große Pendeluhr mit lärmender Weckglocke machte in der vierten Morgenstunde einen Spectakel, der in allen Räumen des Oekonomiehofs gehört wurde, sodaß Niemand sich mit Grund entschuldigen konnte, wenn er sich etwa säumig erwies.

Franz war fast regelmäßig der erste in dem weitläufigen Hofraum, den Henriettens stattliches Taubenhaus schmückte. An diesem Hause und seinen Bewohnern hing Jettchen's ganzes Herz, wie das unschuldige feinfühlende Mädchen denn überhaupt alles Geflügel sehr liebte und ihm eine treu sorgende Pflegerin war. Der aufmerksame Sohn des Amtmanns, der in Jettchen einen Ersatz für Eugenie fand, die ihm überall fehlte, hatte diese Vorliebe der Tochter Bieberloh's für alle gefiederten Bewohner des Oekonomiehofs gleich in den

ersten Tagen erkannt. Zu seinem Schrecken bemerkte er aber auch, daß Jettchen's Vater zu dieser Liebhaberei der Tochter sehr scheel sah oder sich wenigstens so stellte. Denn Bieberloh sprach häufig anders, als er dachte, und machte sich gern über Lieblingsneigungen Anderer lustig, selbst wenn er sie billigte. Er war eben ein schwer zu ergründender Charakter und eine widerspruchsvolle, äußerst unbequeme Natur.

Von Jettchen freundlich und, wenn es sein konnte, mit dankbarem Lächeln im Laufe des Tages angeblickt zu werden, war Franz Bedürfniß. Solchen Hochgenuß seinem Herzen zu verschaffen, ließ er sich sehr angelegen sein. Es genügte dazu, daß er rechtzeitig für Taubenfutter sorgte. Das vergaß nun Franz nie, seit er gesehen hatte, daß die Erlangung desselben für das liebe schüchterne Mädchen mit Schwierigkeiten verbunden war und ihr fast regelmäßig von Bieberloh scheltende Worte eintrug.

Ob der reiche Besitzer des Oekonomiehofs ein Auge für seines Eleven kleine Aufmerksamkeiten haben mochte, wußte Franz selbst nicht. Bieberloh hatte kein Wort verloren, seit ihn Henriette nicht mehr um Körner für ihre Lieblinge bat, und er hielt es nicht für nöthig, über solche Dinge zu sprechen, die sich auf einem großen Hofe von selbst verstehen.

Gewöhnlich benutzte der Sohn des Amtmanns Wunderlich die ersten Minuten jedes neuen Tages zur Füllung der Futterschwinge, aus welcher Jettchen dem gurrenden Geflügel Nahrung streute. Es gab auf der Tenne oder dem riesigen Kornboden immer Abfall genug, um das Erforderliche zusammenzuraffen.

Auch am Morgen nach dem ernsten Gespräche mit seinem strengen Lehrherrn war Franz Wunderlich's erster Gang nach der Scheune, um daselbst Futter für Henriettens Taubenschaar zu holen. Wie aber entsetzte sich der junge Mensch, als er in einem Winkel der großen Tenne Bieberloh auf einem Strohbündel sitzen sah. Seine Glieder versagten ihm den Dienst und die Zunge war ihm gelähmt. Er kam sich vor wie ein Verbrecher, obwohl er sich bewußt war, nichts Unrechtes gethan zu haben, noch etwas Böses im Schilde zu führen. Höchstens konnte er sich anklagen, daß er ohne vorheriges Befragen seines Lehrherrn Körnerabfall, der stets zum Futter für die verschiedenen Hausthiere benutzt wurde, zu gleichem Zwecke verwendet habe.

Bieberloh stand sogleich auf und ging dem jungen Eleven, dessen zitternder Hand die von Stroh geflochtene Futterschwinge entfallen war, entgegen. Er stieß ihn hart mit dem Zeigefinger an, deutete auf den Körnerabfall zur Seite und sagte trocken: „Dieb!“

Dann hob er die Schwinge auf und füllte sie mit eigener Hand bis zum Rande.

Franz glaubte sich verloren und hätte vor Scham lieber in die Erde sinken mögen. Wenn Bieberloh an seinen Vater schrieb — er mochte nicht ausdenken, was daraus entstehen mußte! Kaum aber war die Schwinge gefüllt, als der Lehrherr sie ihm aufnöthigte, ihn unsanft am Ohrläppchen zupfte, nach der nur angelehnten kleinen Nebenthür in der Scheune wies und die Worte stotternd hervorstieß:

„Erst Du, dann ich. Bist — bist sehr einfältig!“

Franz taumelte wie ein Betrunkener in den Hofraum. Ihm auf dem Fuße folgte Bieberloh, faßte den Arm des Eleven und zog ihn mit sich fort zum Taubenhause. In der Nähe desselben befand sich eine fichtene Bank. Auf diese setzte sich der Herr des Oekonomiehofs und nöthigte Franz, dasselbe zu thun.

„Kennst Du den Katechismus?“ fragte Bieberloh, die Augenlider senkend.

Franz bejahte kaum hörbar.

„Wie steht geschrieben im siebenten Gebot?“ lautete des Lehrherrn weitere Frage.

Es blieb dem Sohne des Amtmanns nichts übrig, als das verlangte Gebot herzusagen, wobei sein Gesicht wie Feuer brannte.

„Also Dieb!“ wiederholte Bieberloh, ergriff eine Handvoll Körner und streute sie auf die Erde in der Richtung nach dem Taubenhause, was er nie früher gethan hatte. Die schüchternen Tauben schienen sich selbst darüber zu wundern, denn sie wagten sich nur einzeln und langsam aus ihrem Versteck und pickten anfangs nur verstohlen und sogleich wieder auffliegend das hingeworfene Futter.

„Du sollst nicht stehlen!“ sprach Bieberloh und warf die Körner mit vollen Händen aus der Schwinge. „Ich wußte schon lange, daß Du ein Spitzbube bist, aber ich wollte Dir nichts sagen, bis ich Dich ertappen würde. Was, meinst Du, soll ich jetzt mit Dir anfangen?“

Franz glühte der Kopf. Er wagte nicht aufzublicken und sprechen konnte er nicht. Er hatte nie schrecklichere Augenblicke erlebt.

„Ich habe auch einmal gestohlen“, fuhr Bieberloh nach einer Weile fort, „und heute noch muß ich dafür büßen!“

In seiner Herzensangst war dies Geständniß für Franz ein wahrer Trost. „Gott sei Dank“, flüsterte es in seinem Ohr, „der Herr hat auch gestohlen! Da wird er wohl Gnade für Recht ergehen lassen!“

„Wenn Du Dir ein Beispiel nehmen willst und Dich zu bessern versprichst, kann ich Dir erzählen, wie

ich zum Spitzbuben wurde. Ich war schon ein großer alter Lümmel; Du Krakelbein fängst früher an, kannst es mithin auch weiter bringen als ich. Würdest Du mir zuhören?"

Auf diese barsche Frage lispelte Franz ein leises Ja.

„Nimm die Schwinge auf und stelle sie an ihren Ort!" befahl Bieberloh. „Du dauerst mich, weil Du gleiche Wege mit mir einschlagen willst. Erst stiehlst Du Taubenfutter, dann Tauben; ich fing gleich mit Tauben an. Das ist der einzige Unterschied zwischen uns. Weißt Du noch, was ich gestern Abend von Dir verlangt habe? Gut", fuhr er fort, da Franz bejahte, „so mache Dich jetzt gleich auf die Socken, suche den Taugenichts auf, der mir zu schreiben wagte, und bestelle ihn für heute Abend ins Lusthaus im Garten. Es braucht aber Keiner zu erfahren, wohin ich Dich geschickt habe, auch die Jette nicht! Was sonst heute Morgen passirt ist, bleibt unter uns, und wenn Du künftighin für das fliegende Räuberzeug, dem alle sentimentalen Narren Sanftmuth andichten, wieder Körner brauchst, so steige auf den Boden und hole ihm wenigstens reines Futter, damit sie gedeihen und ab und zu einen guten Braten in die Küche liefern. Marsch fort! Auf den Schreck, den ich Dir eingejagt habe, ist frühstücken ungesund. Du kannst's nachholen, wenn Du zurückkommst und Dich klug benommen hast."

Bieberloh zupfte ihn nochmals tüchtig am Ohrläppchen und scheuchte, in die Hände klatschend, das Heer der gurrenden Tauben auf. Franz aber schlich ins Haus, um sich für den Ausgang umzukleiden. Als er einige Minuten später den Oekonomiehof verließ, rannen ihm die hellen Thränen über die glatten blühenden Wangen herab und Bieberloh war in seiner Achtung so hoch gestiegen, daß er für den mürrischen Herrn durchs Feuer gegangen sein würde.

Zwölftes Kapitel.

Cordula ernennt Franz zu ihrem Vertrauten.

Spahnzel saß vor seinem kleinen Häuschen am Ufer des wasserreichen Waldbachs und angelte. Neben ihm lagen Stücke auserlesenen Buchenholzes, runde hölzerne Teller, Quirle und ein großer scharfer Schnitzer mit Hirschhorngriff. Denn der eigengeartete Nachtwächter, der ein entschiedener Feind geregelter Thätigkeit war, besaß allerhand Fertigkeiten, die andern und klügern Leuten abgingen. Insbesondere schnitzte er mit großer Geschicklichkeit nützliches Hausgeräth aus Holz, flocht Körbe aus Weidenruthen, band mit Vorliebe Besen aus Birkenreisern, wie sie auf dem Lande in jeder Haushaltung gebraucht werden, und richtete den Knechten auf den Bauerhöfen die Dreschflegel ein, wenn sie diese Kunst selbst nicht verstanden. Das Alles aber that

Spahnzel nur, wenn er gerade Lust dazu hatte, nie auf Bestellung. Es mußte Jeder, der sich in irgend einer Angelegenheit an ihn wandte, auf ihn warten.

Heute bei trübem Himmel gefiel es dem wunderlichen Kauz, die Angel zu handhaben. Er hatte Appetit auf ein Gericht Weißfische und wollte daher versuchen, ob die Bewohner des Waldbachs wohl anbeißen würden.

Bei dieser Beschäftigung traf ihn der angehende Oekonom vom Ziedersdorfer Hofe.

„Hol' mich dieser und jener, da kommt Amtmanns Franz durch den Garten gestiegen!" rief Spahnzel und hob die Angel mit zappelndem Fisch daran aus dem Bache. „Was führt den Burschen wohl so früh schon übers Feld? Er sieht mir ganz so aus, als hätte es einen Stumpen abgesetzt! Guten Morgen, Franz!" Der lustige Tausendkünstler senkte die Angel wieder in den Bach und winkte dem Sohn des Amtmanns vertraulich zu. „Gehst schon so früh spazieren? Wird dem Herrn Vater nicht Recht sein, wenn er's erfährt."

Franz reichte Spahnzel die Hand und setzte sich neben ihn.

„Mein Herr schickt mich", erwiderte er trocken, „und was ein Untergebener im Auftrag seines Herrn thut, kann auch der gelehrteste Vater nicht tadeln."

„Du bist weise wie Hiob oder Salomo, aber aus-

siehst Du doch, als hätte Dir ein böses Gewitter Dein schönstes Flachsfeld verhagelt. Dein Auftrag ist ein unangenehmer!"

Ohne diese Bemerkung des Tagediebs zu beantworten, stellte Franz die Frage an ihn:

„Kannst Du schreiben?"

„Der Mensch kann Alles, was er muß", entgegnete Spahnzel und schnellte wieder ein schillerndes Fischlein aus dem Wasser auf den Rasenhang des Bachs.

„Hast Du's schon versucht?" lautete die nächste Frage des Oekonomie-Eleven.

„Warum, Franz?"

„Es liegt mir viel daran, es zu wissen, denn es kann uns beiden nützen."

Mißtrauisch im gewöhnlichen Sinne war Spahnzel nicht, am wenigsten gegen Kinder und junge Leute, die sich alle gern zu ihm hielten, weil er sich gegen sie stets gefällig zeigte. Dennoch erregten Franz' Worte Bedenken eigener Art in ihm und er blickte ihn mit schlauen Augen schielend von der Seite an.

„Willst Du mir etwa einen Schreiberposten im Amthause verschaffen?" fragte er dann, die Angel abermals auswerfend.

„Ich halte Dich für einen Ehrenmann", entgegnete Franz, „und deshalb will ich's nicht glauben, daß Du

Jemand Drohbriefe schreibst, bis ich's von Dir selber höre."

Spahnzel zog die Angel ein und stand auf, den Schnitzer zu sich steckend und das Holz zusammenraffend. Franz bat er, das Gefäß mit den erangelten wenigen Fischen aufzunehmen.

„Komm mit in meinen Palast", sprach er, „damit weder Narren noch Weise uns belauschen können. Drinnen sollst Du mir Rede stehen, und Du sollst mich schimpfen, wie Du willst, wenn ein unwahres Wort über meine Lippen geht!"

Er schritt mit großen Schritten und mit im Gehen etwas vorgebeugtem Oberkörper dem Häuschen zu, das ein kleiner Garten umhegte. Franz mit den Fischen folgte nicht ohne Herzklopfen, denn Spahnzel blickte sehr ernst und seine Stimme klang rauh und heiser.

„Nun sprich, aber mach's kurz!" sagte er in gleichem Tone, warf Holzstücke und Schnitzer auf eine selbstgebaute Werkstatt und setzte sich auf die schmale Bank, welche die eine Seite der Holzwand der engen Stube mehr verunzierte als schmückte. „In wessen Hand liegt ein Drohbrief von mir?"

Franz erzählte, was der Herr des Oekonomiehofs ihm anvertraut hatte, und verschwieg nicht, daß er die wunderliche Epistel seinem finstern Lehrherrn habe vor-

lesen müssen; doch fügte er hinzu, er bezweifle, daß Spahnzel der Verfasser des Schreibens sei.

„Ich bin's auch nicht, aber ich könnte es sein", erwiderte der Tausendkünstler, „denn ich weiß Einiges von den dummen Streichen des Herrn. Warum ein Dritter meinen Namen mißbraucht, weiß ich mir nicht zu deuten. Vielleicht aber ist's doch gut. Schalt Herr Bieberloh tüchtig? Es ist das manchmal seine Art, wenn man ihm entschlossen die Zähne weist."

Franz berichtete, in welcher Stimmung sein Lehrherr ihn entlassen habe, und nannte schließlich in aller Bündigkeit seinen Auftrag.

Spahnzel rieb sich lächelnd die Hände.

„Das macht mir Spaß", versetzte er, „denn es gibt mir das Zusammentreffen mit Bieberloh Gelegenheit, ihm recht unverblümt die Wahrheit zu sagen. Na, paß auf, Franz, ich will ihm den kraushaarigen Kopf schön bürsten. Aber wer kann auf den verdrehten Einfall gekommen sein, just mich als Popanz in des gestrengen Herrn Ziergarten zu schicken, um ihn durch meine heisere Stimme zu erschrecken? Muß doch dahinter zu kommen suchen, oder ich bin ein willenloses Instrument in der Hand Fremder."

Der Sohn des Amtmanns schärfte seinem alten Freunde und Vertrauten nochmals ein, ja recht pünktlich

an dem bezeichneten Orte zu erscheinen, und begab sich wieder auf den Rückweg. Bei dem schwer zu ergründenden Charakter Bieberloh's konnte er nicht wissen, ob dieser ihn nicht in Bezug auf Raschheit auf die Probe stellen wolle. Für gewöhnlich konnte dem Besitzer des Oekonomiehofs Niemand etwas vollkommen zu Danke machen, und namentlich war er immer unzufrieden mit denen, die Gänge für ihn zu gehen und Aufträge für ihn zu besorgen hatten.

Wie sehr aber auch Franz daran gelegen war, sich in der Gunst seines Lehrherrn zu befestigen, er konnte es doch nicht über sich gewinnen, zurück nach Ziedersdorf zu wandern, ohne wenigstens mit einem Blick der Sehnsucht die nächste Umgebung des Vaterhauses zu streifen. Es war kein Umweg, wenn er, statt über die Felder, dicht hinter den Gärten der einzeln gelegenen Bauerhöfe fortschlich. Der schmale Weg, den nur Einheimische kannten, berührte auch die Gartenumfriedigung des Amthofs, und in diesen hineinzublicken war ihm Bedürfniß. Hatte er Glück, so konnte er ja Schwester Eugenie sehen oder vielleicht gar die Mutter. Ein paar Worte und ein Händedruck waren dann schnell ausgetauscht, und neu gestärkt konnte er sich dem selbstgewählten Berufe, der so manche Lasten ihm auferlegte, wieder hingeben.

Bekannte Persönlichkeiten, die ihn angeredet haben würden, begegneten Franz nicht, und so stand er schon nach kaum einer Viertelstunde an dem unter der Scheere gehaltenen Zaun von spanischer Weide, durchspähte die engen Sandwege zwischen den Beeten, blickte nach der Laube, in deren goldgrünem Halbdunkel er viele selige Stunden verlebt hatte, und schritt langsam die Einhegung entlang. Es ließ sich aber Niemand sehen; nicht einmal das grellrothe Kopftuch der alten Kinderfrau, die sich mit den jüngsten Wunderlichen meistentheils im Garten oder im Hofraum des Amthauses aufhielt, war zu entdecken, und Franz mußte schweren Herzens ins Feld abbiegen, um seinen Gebieter nicht länger als nöthig auf Antwort warten zu lassen.

Ganz unerwartet kam ihm, als er eben die Anhöhe der zum Amthof gehörigen Aecker erreicht hatte, sein Bruder Theophil entgegen. Beide Brüder blieben wie auf Commando stehen und sahen einander verwundert an.

„Wie kommst Du um diese Stunde schon auf unser Feld?" redete Franz zuerst den jüngern Bruder an.

„Das möchte ich Dich fragen, denn Du gehörst nicht hierher", entgegnete Theophil in unfreundlichem Ton. „Ich habe hier zu thun, Dein Revier aber liegt dort!"

Er wandte sich halb zur Seite und deutete mit ausgestrecktem Arm nach den Strohdächern von Ziedersdorf,

die über dem in der Niederung sich ausbreitenden Birkengebüsch sichtbar wurden.

„Ich bin nicht mein eigener Herr und muß thun, was mir geheißen wird", versetzte Franz. „Zum bloßen Vergnügen kann ich nicht durch die Felder laufen, obwohl ich's manchmal gern möchte. Denn schöner ist's doch nirgends wie in Gottes freier Natur!"

Um Theophil's Lippe spielte ein spöttisches Lächeln, als er antwortete:

„Wir kennen ja alle Deinen Geschmack, ohne ihn uns anzueignen. Leider bin ich genöthigt, bisweilen in Deine Fußtapfen zu treten, denn das Wirthschaftliche für den Vater muß ich jetzt statt Deiner besorgen, wovon ich genug Verdruß habe. Mit Bäckern und Müllern verstehe ich schlecht umzugehen."

„Das lernt sich", erwiderte Franz, „und zwar leichter wie 's Griechische, das Dir ja nicht schwer fällt. Machst Du's dem Vater zu Dank, was kümmern Dich die Launen und Mucken Deiner Abnehmer! Ich habe sie nie beachtet und setzte doch immer meinen Willen durch. Grüße Mutter und Geschwister, der Vater könnt' es übel nehmen!"

Er reichte dem Bruder die Hand und schritt schneller fürbaß. Theophil sah ihm kopfschüttelnd eine Weile nach und machte dann eine Geste, die in der Regel gerade

kein Zeichen tiefer Geschwisterliebe zu sein pflegt, während das Wort „Bauer" verächtlich seinem Munde entschlüpfte.

Mit leichtem Herzklopfen infolge des raschen Gehens betrat Franz den Oekonomiehof, in welchem jetzt große Geschäftigkeit herrschte. Schon am weit offen stehenden Thorweg gewahrte er die untersetzte Gestalt Bieberloh's im Lustgarten auf der Südostseite des großen Herrenhauses. Er ging anscheinend unthätig, beide Hände in den Seitentaschen des kurzen Schafpelzes, den er bei kühlem Wetter nicht selten auch im Sommer trug, in den mit röthlichem Sand bestreuten Gängen langsam auf und nieder.

„Gute Nachrichten?" fragte er Franz, als er des Eleven ansichtig wurde, und winkte ihn zu dem hölzernen Lusthause, das auf unbedeutender Höhe mitten im Garten stand und verschlossen werden konnte.

„Der Mann wird kommen", versetzte Franz vorsichtig. „Den Zettel hat er nicht geschrieben."

„Nicht? So muß er von einem Feinde herrühren."

Ein stechender Blick aus Bieberloh's immer nur halb offenen Augen fiel auf den Sohn des Amtmanns, der wieder an den Ungar denken mußte, der am Abend vorher längere Zeit mit dem Gesinde des Hofs verkehrt hatte. Aber auch jetzt behielt er sein Geheimniß für

sich, um nicht anzustoßen oder sich dem argwöhnischen Lehrherrn verdächtig zu machen.

„Geh an Deine Arbeit und sei stets verschwiegen!" sprach Bieberloh. „Ein andermal will ich Dir erzählen, was Dir nützen kann. Jetzt bin ich zerstreut und zu sehr beschäftigt."

Franz konnte mit dieser ungewöhnlich gnädigen Entlassung zufrieden sein. Leichtern Herzens als gewöhnlich und mit einer gewissen Zuversicht, die er bisher nicht an sich gekannt hatte, unterzog er sich den Geschäften, die ihm zu thun oblagen. Er war mit Lust dabei, und Alles ging ihm leicht und rasch von der Hand. Zum ersten Mal fühlte er sich wohl auf dem Oekonomiehof, obwohl es gar nicht den Anschein hatte, als könne er viel Freude in den ihn umgebenden Verhältnissen erleben.

Henriette ließ sich während des ganzen Vormittags nicht blicken. Nach dem jungen Mädchen fragen wollte er nicht, und sie aufzusuchen, fehlte es ihm weniger an Zeit als an Gelegenheit, denn seine Arbeiten hielten ihn unter den Leuten in den großen Scheunen des Oekonomiehofs fest.

Erst bei Tische durfte er Jettchen begrüßen, die leicht erröthend mit glänzendem Auge dankte. Sie hatte von ihrer Kammer aus die Scene am Taubenhause belauscht

und für den jungen Eleven gezittert. Sehr erwünscht kam ihr die Nachricht der Mutter, daß Bieberloh allein zu speisen wünsche, um nicht in seinen Gedanken gestört zu werden. In aller Kürze hatte der Hofbesitzer seiner Frau mitgetheilt, er erwarte gegen Dunkelwerden einen Mann, den Franz bestellt habe. Auch den Namen verschwieg er Cordula nicht, die klug jeder neugierigen Frage sich enthielt.

Ueber Tische ward wenig gesprochen, denn Jeder war mit sich selbst beschäftigt und Jeden drückte ein Geheimniß. Ungeachtet der größern Zuversicht, die ihm der Auftrag Bieberloh's gegeben, hatte Franz kaum je zuvor mit so geringem Appetit sein Mittagsbrod verzehrt. Die Aufregung und eine nicht ganz zu bewältigende Angst vor Bieberloh's Zusammentreffen mit dem nichts weniger als höflichen Spahnzel wollten ihn nicht verlassen.

Der Herr des Hofs blieb Jedermann während des Nachmittags unsichtbar. Er hatte sich in seinem Kabinet eingeschlossen und öffnete auch nicht, wenn der Eine oder Andere sich mit Fragen an ihn wenden mußte.

Kurz vor Sonnenuntergang hörte Henriette den brummigen Vater über die Diele schlürfen und sah ihn bald darauf vor dem Eingangsthor des Hofs wie eine Schildwache auf und ab gehen. Cordula machte dieselbe Entdeckung und beschloß unbemerkt aufzupassen. Sie

wollte wenigstens in Erfahrung zu bringen suchen, was Bieberloh vor hatte, um, sollte es ihr gefährlich erscheinen, in seiner Nähe zu bleiben.

Die Ankunft des Tausendkünstlers, der eine allen bekannte Persönlichkeit war, konnte weder Mutter noch Tochter erschrecken, wohl aber wunderten sich beide, daß Bieberloh's Stolz sich herabließ, mit diesem in gewisser Hinsicht anrüchigen Mann heimlich zu verkehren. Es mußten sehr gewichtige Gründe vorliegen, die ihn dazu veranlaßten.

„Wohin beide wohl gehen?“ war die nächste Frage, die sowohl Cordula wie Henriette sich vorlegte, als Bieberloh an Spahnzel's Seite hinter den Scheunen verschwand. Es war noch dämmerig genug, um ein paar Hundert Fuß weit deutlich sehen zu können, und so gewahrten denn die still Lauschenden, wie nach einigen Minuten der Herr des Oekonomiehofs von der Seite des Teichs her hinter dem Gartenzaun mit seinem Begleiter wieder sichtbar ward. Es gab an dieser Seite keinen Eingang in den Lustgarten, weshalb beide Männer den niedrigen Zaun übersprangen und darauf im Lusthause verschwanden.

Franz hatte von seiner gesicherten Stellung auf der Haupttenne dieselben Beobachtungen gemacht, und da es Feierabend war, glaubte er zu einem kurzen Spazier-

gange durch die verschiedenen Gärten des Oekonomiehofs berechtigt zu sein. Auffallen konnte dies Niemand, denn der Sohn des Amtmanns hatte sich gewöhnt, nach Pflanzen und Blumen zu sehen, weil Cordula auf deren Pflege Werth legte und Henriette ihm stets mit glücklichem Lächeln für diese der Mutter bewiesene kleine Aufmerksamkeit dankte. Noch aber war er kaum halb über den Hofraum geschritten, als er seinen Namen von Cordula rufen hörte. Sie stand vor der Hausthür und winkte ihn zu sich.

„Wie dumm!" dachte der junge Eleve und hätte sich gar zu gern taub gestellt. „Nun wird mein allerschönster Plan zu Wasser. Denn so lieb wie mich Spahnzel auch hat, was er nicht weiter erzählen soll, erfährt Niemand von ihm."

Es war indeß nicht Zeit, unnütze Glossen zu machen. Die Herrin, die ihm von Anfang an mit mütterlicher Herzlichkeit entgegengekommen war, rief schon wieder und zwar so vernehmlich, daß es unartig gewesen wäre, diesen Ruf unbeantwortet zu lassen. Er versetzte also, freilich ein wenig kühl und nicht eben sehr laut: „Zu Befehl, gnädige Frau!" und stand Cordula nach wenigen Augenblicken vor der hochgewölbten Thür des Herrenhauses gegenüber.

Wohlgefällig ließ die Gebieterin ihre sanften Augen

auf dem jungen Eleven ruhen, legte ihre Hand auf seine Schulter und sagte in flüsterndem Tone:

„Du scheinst ein gutes Herz zu besitzen, Franz. Würdest Du wohl für mich einen Auftrag ausführen, von dem das Glück unseres Hauses und insbesondere die Zukunft Jettchen's abhängen kann?"

Dem Sohne des Amtmanns schoß das Blut mit solcher Gewalt ins Gesicht, daß er eine leichte Anwandlung von Schwindel empfand. Wie hätte er nein sagen können, wenn das Glück Henriettens und ihrer Mutter in Frage kam! Er stammelte also ein leises Ja und bückte sich dabei auf die leicht zitternde Hand Cordula's nieder, um sie mit heißen Lippen zu berühren.

„Es ist nichts, was Du nicht ausführen könntest", fuhr die Gebieterin fort, „nur mußt Du sehr aufmerksam sein. Du besitzest ein scharfes Gehör, nicht wahr?"

Franz bejahte.

„Ein gutes Gedächtniß hast Du hoffentlich auch, wenigstens habe ich Bieberloh noch niemals klagen hören, daß Du vergeßlich seist. Und er hat ein merkwürdig scharfes Auge für alle Schwächen derer, die ihm untergeben sind."

„Ich verspreche zu thun, was in meinen Kräften steht, gnädige Frau!"

„Dann folge mir eiligst! Ich will Dir einen Ort

zeigen, wo Du hören kannst, was Bieberloh mit Deinem alten Vertrauten spricht. Präge den Inhalt des Gesprächs Deinem Gedächtniß genau und fest ein, denn ich muß und will ihn wissen."

„Aber, gnädige Frau —"

„Du meinst, es sei nicht edel, Andere zu belauschen?"

„Ich bin ein Fremder in diesem Hause! Wäre es nicht besser, Sie selbst versuchten —"

„Mein Gehör ist nicht scharf genug", unterbrach Cordula Franz, dem dieser ganz unerwartete Auftrag doch in hohem Grade bedenklich vorkam, obwohl die Neugierde, etwas von der Unterhaltung seines Lehrherrn mit Spahnzel zu erlauschen, ihn nach dem Lustgarten zog. „Auch würde ich gerade jetzt von Vielen vermißt werden, besonders wenn die Unterhaltung längere Zeit dauern sollte. Erfülle also meine Bitte, lieber Franz. Ich verlange nichts, was ich nicht vor Gott und Menschen verantworten könnte. Es ist möglich, daß Du Dinge hörst, die Dich erschrecken. Laß Dich das nicht stören und verschließe Dein Ohr auch nicht dem Schrecklichsten. Ich weiß im voraus, daß Bieberloh deshalb nicht in Deiner Achtung sinken wird. Er ist ein rauher, eckiger Charakter, aber brav und gut von Herzen und sehr, sehr unglücklich!"

Die Hand der sanften Gebieterin zog den jungen

Menschen hinein in den dunkeln Vorplatz des alten Herrenhauses, den sie rasch durchschritt. Vor einer schräg liegenden Fallthür blieb sie stehen, bückte sich und hob mit Hülfe ihres jugendlichen Begleiters die schweren, mit starkem Eisenblech beschlagenen Eichenbohlen. Es war der Eingang zum großen Vorrathskeller, in dessen weite Gewölbe eine steile, finstere Treppe hinabführte. Auf diese Treppe setzte Cordula beherzt den kleinen Fuß und Franz folgte entschlossen. Er wußte selbst nicht, was er that, was Cordula ihm zumuthen werde, aber er konnte nicht mehr zurück; er fühlte sich von einem Zauber umstrickt, der seinen Willen in Fesseln schlug.

Das Kellergewölbe bestand aus zwei getheilten Räumen, welche durch eine Thür von einander getrennt wurden. Diese Thür war stets verschlossen und was hinter ihr lag, kannte Franz nicht. Jetzt öffnete Cordula das Schloß mit einem Hauptschlüssel und winkte dem Eleven, mit gebücktem Haupt die niedrige Thür zu durchschreiten.

Durch ein ovales, stark vergittertes Fenster dämmerte der letzte Schimmer des erlöschenden Tageslichts. Man konnte alsbald alle im Keller befindlichen Gegenstände unterscheiden, und Franz gewahrte, daß an der einen Seite des soliden Mauerwerks eine Anzahl großer Fässer über einander lagen, die er für Weinfässer hielt.

Zum Fragen blieb dem überraschten Sohn des Amtmanns keine Zeit, denn seine ganze Aufmerksamkeit wurde sogleich durch ein Geräusch in Anspruch genommen, das ihn scheu auf- und um sich blicken ließ. Er vernahm nämlich die Stimme Bieberloh's so deutlich, als ob der Herr des Oekonomiehofs dicht hinter ihm stände. Was ihn aber noch mehr überraschte, war, daß er ohne große Anstrengung verstehen konnte, was Bieberloh sprach.

Cordula drückte ihm den Hauptschlüssel in die Hand und flüsterte ihm leise ins Ohr:

„Verschließe die Thür hinter mir, verhalte Dich ruhig und achte auf Alles, was Du hörst! Auch was Dein alter, rauher Freund antwortet oder vorschlägt, mußt Du Dir merken. Ich bin sonst außer Stande, für Jettchen etwas zu thun!"

Franz fühlte noch einmal den gleichsam bittenden Händedruck der Gebieterin und sah sie dann durch die Thür in den vordern, ungleich größern Kellerraum schlüpfen. Wie ihm befohlen war, schloß er hinter der schnell sich entfernenden Cordula geräuschlos zu.

Dreizehntes Kapitel.

Was Bieberloh Spahnzel erzählt.

Bieberloh war nicht eigentlich in einer Unterhaltung mit Spahnzel begriffen, er befand sich vielmehr mitten in einer lebhaften Erzählung, die unseres jungen Freundes Nerven alsbald fieberhaft aufregte. Der Erzählende ging, während er sprach, langsam in die Runde, und aus dem Schall der Schritte wie aus dem vernehmbar zu ihm dringenden Klang der Worte konnte Franz abnehmen, daß das Breterhaus des Lustgartens gerade über seinem Kopfe auf den schallleitenden Basaltsteinen des dünnen Kellergewölbes erbaut sein mußte.

„Wir liebten uns" — hörte Franz den Herrn des Oekonomiehofs sagen — „und ich war so sehr von mir selbst eingenommen, von meiner Unentbehrlichkeit überzeugt, daß ich meinte, es werde nur eines Wortes be-

dürfen, um mir die Hand Leontinens zu sichern. Ihr Vater war ein angesehener Mann, den ich für gebildet hielt. Er bekleidete die in Ungarn einflußreiche Stellung eines Stuhlrichters, stand in lebhaftem Verkehr mit allen Edelleuten des Comitats, besaß beträchtliches Vermögen und hieß allgemein der Freund des Mannes, dessen rechte Hand ich mich mit vollem Rechte seit zehn Jahren nennen durfte. Ohne mich zu hören, geschah nichts; was ich empfahl, hieß mein Herr gut. Ich mußte ihn begleiten, wenn er jagte, mit ihm ausreiten und in tollem Ritt mein Leben wagen, mit ihm spielen und mit ihm zechen. Der Stuhlrichter hatte mich, seit ich zuerst mit ihm zusammenkam, wie seinesgleichen behandelt. Er hielt etwas auf mich, denn er kannte meinen Werth. Diese Freundschaft oder Wohlgeneigtheit machte mich kühn, und als ich die Ueberzeugung gewann, daß seine Tochter mich gern sah, hielt ich es nicht mehr für nöthig, meinen Gefühlen Zwang anzuthun. Ich versuchte das anfangs noch schüchterne Täubchen kirre zu machen, und das Täubchen ging ins Garn. Es war der Anfang meines spätern Elends!"

Franz hörte das Klopfen seines Herzens, als der ins Vertrauen gezogene Tausendkünstler die Bemerkung einfließen ließ:

„Unsere Dummheiten, Herr Bieberloh, liefern immer

den Hanf zu den Stricken, an denen wir zu unserer eigenen Schmach und Andern zum Gespött als Gefangene durchs Leben geschleppt werden."

„Du verkennst mich", fiel Bieberloh ein, „und hältst mich einer Schlechtigkeit fähig, die mir nie in den Sinn gekommen ist. Andere machten das ganz so wie Du, weil es eben gemeine Menschenart ist, immer das Schlechteste von Jedem zu denken. Leontine war mein, ich wußte es, aber sie ward mir für immer entrissen, ehe ich mich noch ihres Besitzes erfreuen konnte. Der Stuhlrichter schimpfte mich schwäbischer Hund, als ich mich gegen ihn erklärte! Da kochte das wilde Blut in mir auf, und von dem Schlage meiner Faust gefällt, stürzte er blutend vor mir zusammen."

Franz mußte sich an eins der Weinfässer lehnen, um das willenlose Stoßen seines linken Fußes gegen den steinernen Boden — Folge seiner Nervenaufregung — den Männern über seinem Haupte unhörbar zu machen.

„Mich reute die unüberlegte That, die nicht mehr ungeschehen zu machen war", erzählte Bieberloh weiter. „Ich flüchtete, um nicht sogleich von den Panduren des Stuhlrichters ergriffen zu werden, und suchte zunächst meinen Herrn auf. Ich meinte, ein offenes Geständniß könne und müsse mir zum Vortheil gereichen, und da ich in meiner Eigenschaft als Stellvertreter des Herrn in jeder Hinsicht

Ansprüche erheben durfte, so hoffte ich sicher auf seine Verwendung wie auf seinen Schutz. Ich hatte mich verrechnet. Der maßlos stolze Mann sah in mir nur den fremden, bezahlten Diener, fühlte sich in dem Freunde persönlich beleidigt und lieferte mich dem Stuhlrichter aus."

Heiseres Husten befiel den Erzählenden und es verging einige Zeit, ehe Bieberloh wieder das Wort ergreifen konnte. Seine Stimme zitterte, als er fortfuhr:

„Was mir angethan wurde, muß ewig mein Geheimniß bleiben. In Worte ist es nicht zu fassen, und vermöchte ich es auszusprechen, so würde ich mich selbst entehren. Für Dich genügt, daß Du von mir erfährst, wie ich mich zuerst selbst für einen verlorenen Menschen hielt, mir das Leben nehmen wollte, dann mich aber anders besann. Es gibt Fälle im Leben, wo man rein und gut im Herzen bleiben und sich doch mit fürchterlichen Rachegedanken tragen kann. In solchem Falle befand ich mich, und so beschloß ich denn die Gelegenheit zu erspähen, um für das mir widerfahrene Unrecht die empfindlichste Rache an meinen Feinden zu nehmen."

„Sahen Sie das Opfer Ihrer Leidenschaft wieder?" fragte Spahnzel, da Bieberloh einen Rundgang durch das Lusthaus machte.

„Noch zweimal, aber in langen Zwischenräumen", versetzte der Herr des Oekonomiehofs. „Der Stuhlrichter, der geraume Zeit an den Folgen meines Faustschlags litt, welcher ihm beinahe ein Auge gekostet hätte, drang seiner Tochter einen Gatten auf, der Leontinens Unglück besiegelte. Es war ein reicher Cavalier mit allen guten und schlechten Eigenschaften eines Menschen, der von Jugend auf seinen Leidenschaften straflos die Zügel hat schießen lassen dürfen. Wahre Bildung besaß er nicht, sein Auftreten aber imponirte, und wenn er wollte, konnte er sich gewiß auch Herzen gewinnen. Diesem Mann vermählte der Stuhlrichter seine Tochter und meinte damit Leontine für immer von ihrer Herzensverirrung geheilt zu haben. Allein die Liebe zu mir war stärker als der Befehl des Vaters, dem sie sich ruhig unterwarf, weil sie ihm zu widerstreben kein Mittel besaß. Am Vermählungstage schon erklärte sie dem ihr aufgezwungenen Gatten, daß sie wohl seine Sklavin, nie sein Weib sein könne, und daß, löse er den Bund, der sie fortan an einander fessele, nicht freiwillig wieder, sie Alles aufbieten werde, um früher oder später die ihr unerträglichen Bande abzustreifen."

Franz lauschte mit angehaltenem Athem. Ihm bangte vor jeder weitern Eröffnung seines Lehrherrn und doch wünschte er sehnsüchtig das Ende einer Lebensgeschichte

zu erfahren, die Bieberloh zu einem Manne gemacht hatte, den alle Menschen falsch beurtheilten.

Nach einem Einwurfe Spahnzel's, den Franz nicht verstand, begann der Besitzer des Oekonomiehofs aufs neue:

„Gewiß hätten meine Feinde mich beiseite geschafft, wäre ich nicht stets auf meiner Hut gewesen. Leicht anzugreifen war ich freilich nicht, denn Jeder kannte meine Entschlossenheit und wußte, daß ich einen Gegner, der mir zu Leibe ginge, niemals schonen würde. Ohne Waffen ging ich nie aus, und um nicht gleich auf den ersten Blick von jedem Roßhirten der Pußte als Deutscher erkannt zu werden, trug ich stets die ungarische Nationaltracht. Die Kenntniß der Landessprache, die ich mir vollkommen angeeignet hatte, leistete mir im Verkehr mit Magyaren, deren Umgang ich aus geschäftlichen Rücksichten nicht ganz vermeiden konnte, wesentliche Dienste. So blieb ich unbehelligt, während ich mir angelegen sein ließ, meine Verhältnisse mit Hülfe eines Vetters meiner Geliebten, der stets zu uns hielt, zu ordnen. Janosch war eine kreuzbrave, ehrliche Seele, treu, ausdauernd, wachsam, uneigennützig und bereit, jedes Opfer für mich und Leontine zu bringen, vorausgesetzt, daß es seine Kräfte nicht überstieg. Vermögen besaß dieser charakterstarke Mann, dem ich großen Dank

schulde, nicht, aber er lebte sparsam, war unaufhörlich thätig und hatte sich von seinem Erwerb ein kleines Besitzthum erworben, das er seit einigen Jahren mit zwei ihm ergebenen jungen Leuten bewirthschaftete.

Von diesem Manne erfuhr ich, da er in frühern Jahren deutsche Länder als Händler durchstreift hatte, daß der Herrenhof in Ziedersdorf eingetretener Verhältnisse wegen verkauft werden solle. Die Bedingungen waren sehr annehmbare; ich hatte mir ein anständiges Vermögen erworben, das ich leicht flüssig machen konnte, und nach eingezogenen nähern Erkundigungen ging der alte Oekonomiehof in meinen Besitz über."

„Dieses Handels weiß ich mich recht gut zu erinnern", fiel hier Spahnzel dem Erzähler ins Wort. „Der Verkauf machte Aufsehen weit und breit im Lande und das Volk murrte, da es hieß, ein ungarischer Graf mit fürchterlichem Schnurrbart habe den Hof gekauft. Die Aufregung verlor sich erst, als Sie Ihren Einzug hielten. Vermuthlich ist Ihr Unterhändler mir damals zu Gesicht gekommen."

„Es war ein kaum mittelgroßer Mann von gedrungenem Körperbau mit kleinen Händen und Füßen und einem etwas zusammengedrückten Gesicht, dem das lange schwarze Haar und der sehr starke, wohlgepflegte Schnurrbart ein martialisches Aussehen verliehen. Janosch sprach

ziemlich gut deutsch, doch unterhielt er sich mit vornehmen Leuten und mit Gelehrten noch lieber lateinisch."

„Auf dem Amthofe habe ich den Mann aus und ein gehen sehen", warf der Tausendkünstler dazwischen. „Er muß es gewesen sein, denn der Herr Amtmann fuhr mit ihm aus und lud ihn sogar zu Tische."

„Unmittelbar nach Janosch' Rückkehr erhielt ich durch ihn Kunde", fuhr Bieberloh in seiner Erzählung fort, „daß der Gatte Leontinens, der aus Aerger über die Kälte seiner Frau immer mehr in wüsten Lebensgenuß versank, mit Freunden einem Gelage beiwohnen wollte, das — ich weiß nicht aus welcher Veranlassung — einer derselben auf seinem Schlosse gab. Solche Festlichkeiten dauerten gewöhnlich einige Tage und hatten bisweilen für einzelne Theilnehmer üble Folgen. Das Schloß des Festgebers lag einige Meilen von dem Wohnorte Leontinens. Eine passendere Gelegenheit, mich der Geliebten, die mir so schmachvoll entrissen worden war, noch einmal zu nähern, um für immer Abschied von ihr zu nehmen, konnte es nicht geben. Sie selbst wünschte mich zu sprechen, weil sie mir Eröffnungen von Wichtigkeit machen wollte, und Janosch versprach mein Führer zu sein. Ich bekenne, daß ich dem Rufe mit heimlichen Hoffnungen, auf denen ich waghalsige Glücksbauten der Zukunft aufführte, Folge leistete. Furchtlos betrat ich

das Schloß meines Todfeindes, nichts Schlimmes ahnend, und mit offenen Armen empfing mich Leontine. Es waren selige Stunden, die ich bei ihr verlebte, obwohl meine phantastischen Hoffnungsgebilde in Nebel zerrannen. Das unglückliche Weib war leidend und behauptete den Keim des Todes in sich zu tragen. Mein Zureden fruchtete nichts. „Ich kann und werde nicht leben“, betheuerte sie mehrmals, „aber ich werde ruhig und zufrieden sterben, wenn Du für das Kind zu sorgen versprichst, dem ich vor meinem Tode das Leben zu geben hoffe. Ich fürchte, es wird in seinem Vater weder einen Freund noch einen Pfleger haben, denn er läßt mich oft furchtbare Drohungen hören. Versprich mir, daß Du Dich des armen Wesens dereinst annehmen willst, wenn es nöthig sein sollte!“

Ich schwur Leontinen feierlich, ihrem Kinde Vater sein zu wollen, falls es ihr nicht vergönnt sein sollte, ihre Mutterpflichten zu erfüllen, und die beklagenswerthe Frau war beruhigt. Sie drängte zum Aufbruch, aber ich konnte mich nicht von ihr trennen. Meinen Bitten vermochte sie nicht zu widerstehen. So wurden mir denn Zimmer angewiesen und ich blieb die Nacht über im Schlosse. Obwohl nun Janosch sehr vorsichtig zu Werke gegangen war und seine Augen überall hatte, mußte doch ein heimlicher Späher mich bemerkt haben.

Leontinens Gatten ward mein Besuch im Schlosse während seiner Abwesenheit hinterbracht; er setzte seine Frau zur Rede, und als diese ihm offen gestand, daß sie mich zu sprechen gewünscht habe, kam es zu einer schrecklichen Scene, die Leontine schon tags darauf fast dem Tode nahe brachte. Kaum fand Janosch Zeit, mich zu warnen, als der wüthende Graf bereits in meine Wohnung drang. Ein Kampf auf Tod und Leben entspann sich zwischen uns; ich ward verwundet, meine Augen blendete ein fehlgehender Schuß, daß ich seitdem nur mühsam die Lider aufzuschlagen vermochte, während zwei meiner Schüsse den Wütherich niederstreckten. Spät erst erfuhr ich, daß eine meiner Kugeln ihm das Gesicht bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt habe. Ich rettete mich, als ich meinen Gegner unschädlich gemacht sah, durch eilige Flucht, verließ Ungarn und habe es seitdem nie wieder betreten."

Es trat eine längere Pause ein, in welcher Franz nur einzelne unverständliche Laute vernahm. Es mochten halblaute Fragen sein, welche Spahnzel dem sehr aufgeregten Besitzer des Oekonomiehofs vorlegte. Dann ließ sich wieder die Stimme des letztern hören, der sehr bestimmt sagte:

„Das lügt die Welt, ich schwör' es Dir bei dem dreieinigen Gott! Aber ich muß ein Ende machen, ehe

diese Satantsbrut, die mich meiner Liebe wegen verderben möchte, durch ihre niederträchtigen Intriguen über mich triumphirt! Der Stuhlrichter ist eines ebenso natürlichen Todes gestorben wie der Graf, nur daß letzterer seinem Schwiegervater im Tode voranging. Er hat sich eben zu Tode geschwelgt. Der armen Leontine kostete die Geburt des niedlichen Mädchens, das alle Züge ihrer Mutter mit auf die Welt brachte, wie sie vorausgesagt hatte, das Leben. Der Vater wollte das Kind nicht anerkennen und ich glaube, er hat es nie mit Augen gesehen. Janosch nahm es zu sich und entzog es der Rache seiner nächsten Verwandten. Ich aber habe Leontinen meinen Schwur gehalten und als ein ehrlicher Mann mich der verlassenen Waise angenommen."

Die Unterhaltung Bieberloh's mit dem zu Allem zu gebrauchenden Tagediebe schien zu Ende zu sein, wenigstens konnte Franz von dem, was beide einander etwa noch sagten, nichts verstehen. Er hörte nur noch flüstern, nicht laut sprechen, und eingedenk der Weisung Cordula's verließ er vorsichtig sein Versteck, damit der mißtrauische Lehrherr ihm nicht beim Auftauchen aus dem Kellerhalse den Weg vertreten möge.

Beim Ersteigen der finstern Treppe fühlte Franz heiße Thränen über seine Wangen herabrieseln. Zum ersten Mal in seinem noch so kurzen Leben hatte er einen

tiefen Blick gethan in den unermeßlichen Abgrund menschlichen Leidens, und es ward ihm verständlich, daß Leid, im Herzen geboren, immer wieder zurückkehren müsse in seine Heimat, und daß alles äußerliche irdische Glück nicht ausreiche, um es gänzlich vergessen zu machen.

Mit dem festen Gelöbniß, das er sich selbst gab: „Ich will von heute an stets ein Freund dieses Hauses sein und es immerdar bleiben, mag geschehen, was da will!" betrat er das Familienzimmer in dem Augenblick, da Bieberloh aus dem Lustgarten in den Hof schritt. Jettchen saß spinnend auf ihrem gewöhnlichen Platze, Cordula las und strickte. Als sie zu ihm aufblickte, kehrte Franz sein Gesicht dem Fenster zu, damit sie die Thränen nicht sehen möchte, die noch immer unaufhaltsam seinen Augen entquollen.

Ende des ersten Bandes.

Druck von Bär & Hermann in Leipzig.